Der teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

in

einzelnen Mittheilungen

an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

Fünfte Mittheilung.

Die Tyrannei ist vergänglich, aber der Fluch, der ihr eilig folgt, ist unvergänglich.

Sadi.

---

1 8 2 3.
Auf Kosten des Verfassers und bei ihm und in den Buchhandlungen zu haben.
Preis, 6 gl. oder 27 Kr.

Die Vernunft.

Himmlische Vernunft sei in und unter den Menschen stets rege und wirksam, und leite sie in alle Wahrheit und rechte Erkenntniß, damit sie durch dieselbe und ihre Anwendung frei und glücklich werden! — Die Vernunft, die Stellvertreterin Gottes auf Erden, die himmlische Leuchte des Menschengeschlechts, das Ebenbild Gottes in uns, das Band zwischen den Menschen und Gott, — die Vernunft, der Grund und die Bedingung der Menschheit und der Menschlichkeit, indem es ohne Vernunft zwar Thiere und Thiermenschen, aber keine eigentlichen, keine freien und denkenden und sittlichen Menschen und Wesen gäbe, — die Vernunft, die größte Gabe und Kraft, vom Himmel verliehen, wie die größte und stärkste Zeugin eines Gottes, ist zugleich die höchste Erkennerin und Lehrerin und Richterin in allen menschlichen Dingen und Angelegenheiten, so wie die Quelle aller Offenbarung und Weisheit. Der Vernunft ist alles, sie aber keiner Sache unterworfen, unter die Vernunft und ihre Erkenntniß ist alles, sie aber unter Nichts, auch nicht unter einen Glauben und unter eine Glaubenslehre gefangen zu nehmen. Die Vernunft geht über allen Glauben-

und über alle Einbildung und über alle Einbildungen, und es ist unvernünftig und gotteslästerlich, nur zu sagen, oder zu lehren, daß man die himmlische Vernunft unter irgend Etwas gefangen nehmen solle. Heißt das nicht den menschlichen Geist und den Menschen selbst gefangen nehmen und fesseln? Kurz, die Herrschaft, die Macht, die Wirksamkeit der Vernunft sind völlig allgemein und unbeschränkt. Je mehr Vernunft und vernünftiges Wesen, desto besser für die bürgerliche Gesellschaft; je weniger Vernunft und vernünftige Einsicht, desto schlimmer für die Welt. Von der Vernunft und ihrer Bildung und Aufklärung und Anwendung hängt alles ab, hängt der Mensch selbst ab, hängt das menschliche und bürgerliche Wohl ab, hängt der ganze menschliche Daseynszweck ab. —

Die Entwickelung und Bildung der Vernunft wird am besten befördert, wenn der Mensch seine Vernunft frei und unbeschränkt gebrauchen kann, und gebraucht, wenn er bei allen Dingen und Lebensfällen, bei allen Gegenständen des Wissens und Glaubens und Handelns, die Vernunft anwendet, und kraft ihrer denkt, und das Rechte ermittelt. Nur so, nur durch einen freien und durchgängigen Gebrauch der Vernunft kann diese göttliche Kraft in uns recht zur Entwickelung und zum Gedeihen kommen, und ihre und unsere Herrschaft über allen blinden Glauben und Wahn, wie über die ganze Einbildung und Sinnlichkeit Statt finden.

Wer die Vernunft des Menschen, wer den Gebrauch der menschlichen Vernunft in irgend einer Sache, in irgend einer Schrift, in irgend einer Bibel, beschränken, oder hemmen will, meint es der mit der Vernunft und mit Gott, so wie mit den Menschen und mit sich selbst gut? Keinesweges. Er ist ein Feind der Vernunft und Gottes

und der Vernunftmenschen und seiner selbst. Steht nicht sogar in der Bibel: prüfet alles, unterwerft alles der Prüfung der Vernunft, und behaltet das Beste? Soll man also Dinge und Meinungen gelten lassen, oder gar annehmen, die über und wider die Vernunft sind? Wer das thut, der verzichtet auf seine Vernunft und Menschenwürde, und weiß nicht, was er will und wollen soll. Der Vernunft und ihrer Prüfung und Einsicht muß durchaus und schlechterdings alles untergeben werden, jede Lehre, jede Sache, jede wunderbare Begebenheit, alte und neue. Die Vernunft hat eine rückwirkende, und alles Alte umfassende Kraft, und kann das, was über und wider sie ist, verwerfen und abschaffen. Es gibt aber auch nichts Menschliches und Irdisches und Zeitliches und Geschichtliches, beim Licht der Vernunft besehen, was über und wider die Vernunft wäre. Und fände sich doch Etwas der Art, wiewohl es unmöglich ist, so paßte es nicht für uns und unsere dermahlige Bestimmung, und wäre ganz überflüssig und unnütz. Ueberflüssige und unnütze Dinge gibt es aber eben im Reich Gottes und der ihm anhängigen Vernunft nicht, und soll es auch nicht geben. Wozu Dinge, Lehren, Glaubereien über und wider die Vernunft, da wir uns so vieler Punkte und Lehren und Wahrheiten erfreuen, die der Vernunft gemäß sind, die mit der Vernunft gefaßt und eingesehen werden können? Ich für meine Person erkläre offen, daß das, was ich kraft der Vernunft erkenne und begreife und einsehe, zu meiner Entwickelung und Aufklärung und Bildung und Tugend und Ruhe und Glückseligkeit völlig hinreicht; daher ich mit Dingen und Meinungen und Wundern und Geheimnissen, die über und wider die Vernunft sind, durchaus nichts anzufangen wüßte und weiß.

Was sollen mir Dinge, die über und wider die Vernunft sind, da sie eben darum nicht auf die Vernunft und den vernünftigen Verstand und vernünftigen Willen einfließen können? Gilt das nicht von andern Menschen, was von einem Menschen und seiner Vernunft gilt? Sollten Andere mit Dingen und Lehren, die über und wider die Vernunft sind, etwas anfangen können? — Wie ist das möglich, da ihre Vernunft nichts damit anzufangen vermag? — Oder will man nur die Menschen durch über- und widervernünftige Dinge und Geheimnisse verstricken, lähmen, aufhalten? Will man durch vernunftwidrigen Einbildungskram die Menschen um die Menschheit, um ihre Würde, um ihre Aehnlichkeit mit Gott, um ihre geistige Freiheit und Selbstständigkeit bringen, und im Zustand der Kindheit und des kindischen Glaubens und Aberglaubens erhalten? Nein! Wozu denn aber die vielen Dinge und Meinungen, die über und wider die menschliche Vernunft, die ächte Quelle alles Wissens und innern Lichts sind? Und warum läßt man nicht alles, was über und wider die Vernunft läuft, auf sich beruhen, und in Vergessenheit gerathen? Ist es nicht genug an dem, was mit der Vernunft übereinstimmt? Die Vernunft, die aus dem Sinnlichen das Uebersinnliche ersieht, die aus der Natur und Welt Gott und das mit Gott Zusammenhängende erkennt, die, kurz abgefaßt, über das, was ist und geschieht, denkt, und daraus alle ihre Wahrheiten und Lehren schöpft, die Vernunft, die Vernunftkenntniß ist für alle unsere Bedürfnisse und Zwecke, ist für allen unsern Verstand und Willen hinreichend, und war immer hinreichend, und wird immer hinreichen. Und so wie es bei unserer Natur- und Weltkunde und immer weiter dringenden Natur- und Weltforschung keine Wunder, keine über und

wider die Vernunft gehende Dinge gibt, so würde es auch sonst und immer gewesen, zu jeder Zeit und unter jedem Volk, und unter den Juden gewesen seyn, wenn man sonst und immer unsere Natur- und Weltkenntniß, unsere geübte Forsch- und Denkkraft besessen hätte. Wozu also alte Geheimnisse und Wunder und Einbildungen und Mährchen und Glaubereien? Laßt uns Gott für die Fortschritte der Vernunft danken, und alles durch sie weiter prüfen, und vernünftig und natürlich und wahr erklären! Es ist genug, genug an der göttlichen Vernunft und an dem, was sie durch Nachdenken offenbaret, und uns wissen und einsehen läßt. Weg mit dem, was über und wider die Vernunft läuft, zumahl da es schädlich ist, indem es die Einbildung einseitig beschäfftigt und verstärkt, und dadurch offenbar schädliche Wirkungen auf den menschlichen Geist und Verstand und Willen hervorbringt? Kann wenigstens für das Wollen seyn, was für das Wissen nicht ist? Kann dem Willen nützen, was dem Verstand nicht nützt? Kann einen sittlichen Nutzen und Zweck haben, was für den vernünftigen Verstand keinen Nutzen und Zweck hat? — Und wer noch weiter geht, und gar von der Schwäche und Ohnmacht der menschlichen Vernunft redet, lehrt, predigt, muß der nicht noch mehr schaden? Muß der nicht den Verstand mit dem schädlichsten Irrthum und Mißtrauen gegen sich selbst erfüllen? Muß der nicht überhaupt die Seele entnerven, und ihr jene Stärke nehmen, welche die Tugenden hervorbringt? Mögen Alle verstummen, die das thun? Und möge man die Vernunft allgemein erheben, und in ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte einsetzen; ja, möge man die Vernunft preisen, und Gott für sie hoch preisen, und unser beständiges Gebet seyn: „daß die Vernunft in und unter

uns stets rege und wirksam sey, und besonders alle Obrigkeiten leite, damit wir durch die Vernunft und durch vernünftige Vorstellungen und Gründe, und nicht mehr durch Gewalt und Willkühr regiert, und so endlich frei und glücklich werden! — Es lebe die Vernunft, hoch lebe die Vernunft, und ihr Sieg über allen blinden Glauben und Aberglauben nahe heran, und mit ihm komme das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit!

Ueber Staatsschulden und Staatspapiere und Staatspapierhandel.

Frankreich ist Europa'n mit Gutem und Bösem vorgegangen. Manches Gute, aber auch manches Böse hätten wir weniger ohne Frankreich. Unser Soldaten- und Kriegsthum mit dem daraus entstandenen Staats- Borg- und Schuldenwesen wäre unstreitig ohne Frankreichs verführerisches Beispiel entweder nicht da, oder doch nicht so, oder nicht so hoch getrieben, als es seither gewesen ist, und leider! noch ist. Frankreich hat schon zwei Mahl im Borgen und Schuldenmachen alles Maß und Ziel, alle seine Wiederbezahlungskräfte überschritten, und darum auch zwei Mahl durch höchst ungerechte und verdammliche Gewaltstreiche sich aus einer schmählichen Staatsverschuldung gezogen. — Als Ludewig XIV. starb, hinterließ er vier Milliarden Schulden. — Da hing sich die Regierung an den Abentheurer Law und seine papiernen Plane, und ließ durch ihn und mittels der Anlegung einer Geldpapierfabrik und einer damit zusammenhängigen schändlichen Plünderung der ganzen französischen Nazion die Schuldenmasse tilgen. Es war im Jahr 1716, wo die französische Law'sche Bank entstand, und in zwei Jahren für zwei Milliarden 686 Mil-

lionen und 400,000 Livres Zettel ausgab, die samt den weiter ausgegebenen Zetteln 1720 als nichtig erklärt wurden. So konnte man leicht das Papiergeld wieder aus der Welt schaffen, und die Staatsschulden bezahlen. — Heißt das nicht durch einen Gewaltstreich, das Glück der Bürger und den Glauben und die rechtliche Wirthschaft eines Staats über den Haufen werfen? — Nie ist etwas Verderblicheres erfunden worden, als das Papiergeld. Und nichts läßt sich schrecklicher mißbrauchen, und hat man schrecklicher gemißbraucht, als das Papiergeld. Und nichts hat der Welt und dem Menschengeschlecht so viel Schaden gestiftet, als das Papiergeld mit seiner Begünstigung des neuern höchst übertriebenen Kriegs- und Soldatenwesens. — Es ist ein neues Pestunglück, ein neues Krebsübel, das sich in die Staaten einfrißt, und sie bis auf die Wurzel verdirbt, oder auch gar zerstört und fällt. Ungeachtet der eben besagten schrecklichen Folgen, welche aus Ludewigs XIV frevelhafter Verschwendung der Staatseinkünfte entstanden waren, ging die schlechte Wirthschaft des französischen Hofes immer fort, und die Staatsschuld erstieg im Jahr 1789 die vorige Höhe. — Da kam es, darüber kam es gar zur Revoluzion und zu einer ihr gemäßen, und bekannten Tilgung des ungeheuern und grundverderblichen Schuldenwesens. So floß und fließt ein Uebel aus dem andern! Und so wird ein Staatsunglück aus dem andern fließen, wenn man die Ursache nicht hebt, wenn man dem heillosen Borgen und Schuldenmachen der Staaten nicht Einhalt thut, wenn man nicht ein gutes Beispiel der Sparsamkeit von oben ertheilt. —

Was an der ersten ungeheuern Staatsschuld zur Zeit Ludewigs XIV Ursache war, erhellet am klärsten aus

Ludewigs eigenen, kurz vor seinem Ende geäußerten Worten: „Suchet, sagte Ludewig XIV zu seinem Nachfolger, suchet Friede mit euern Nachbarn zu haben. Ich habe den Krieg zu sehr geliebt, folget mir in diesem Stück nicht nach, und auch nicht in dem großen Aufwand, den ich gemacht habe. Fraget in allen Dingen um Rath, und untersuchet, welches der beste sei, um ihm zu folgen. Schaffet euern Unterthanen Erleichterung, so viel Ihr könnt, und thut das, was ich zum Unglück nicht selbst gethan habe." — — Kriegs- und Soldatenliebe und Prachtaufwand oder Verschwendung waren also nach Ludewigs eigenem traurigen Geständniß die Dinge, wodurch er dem von ihm willkührlich beherrschten Frankreich eine entsetzliche Schuldenlast aufbürdete. Alles ist jedoch durch Ludewigs Beichtworte, noch nicht gesagt und erklärt. Und es fragt sich, wie Ludewig im Stand war, den Krieg so sehr zu lieben, das Kriegs- und Soldatenwesen so sehr zu übertreiben, und dabei noch einen ungewöhnlichen Hofaufwand zu machen.

Dieß hatte hauptsächlich seinen Grund in der seit dem spätern Mittelalter eingeleiteten und endlich im 16. Jahrhundert vor sich gegangenen großen und wesentlichen Veränderung der alten Staatswehrverfassung und der Anlegung stehender Heere. Diese neue Wehr- und Kriegsverfassung, diese Einführung der stehenden Soldaten erforderte einen großen Reichthum von Mitteln nicht nur, weil sie an sich schon kostbarer, als die alte Wehrverfassung war, und den Aufwand für die bewaffnete Mannschaft auch im Frieden fortdauern ließ, sondern auch und vornehmlich deßhalb, weil aus ihr das unselige Streben entflammte, den Wehrstand, das Soldaten-

halten so hoch als möglich zu steigern, und mit andern Staaten hierin zu wetteifern. So mehrten sich die Heere, doch zuerst und vornehmlich deßwegen, weil man bald einsah, wozu sie sich auch im Frieden gebrauchen ließen, und wie gut sie waren, um willkührlich zu herrschen, und seinen unbedingten königlichen Befehlen sogleich das völlige Gewicht zu geben, und nach innen und außen, gegen das eigene und gegen jedes fremde Land ohne Umstände Gewalt anwenden zu können, überhaupt von dem Volk und den Volksständen sich je länger je unabhängiger zu machen. Denn die Reichsstände hatten bisher insgesamt an den Regierungsgeschäfften Antheil, indem man glaubte, daß die, welche die nöthigen Steuern aufbringen, und den Staat erhalten und vertheidigen mußten, auch über die Regierungsangelegenheiten befragt würden, und man hielt die Könige nicht für berechtigt, ein freies Volk wider seinen Willen mit Schatzung zu belegen, oder zum Heereszug aufzubieten. So war es im ganzen Europa während des Mittelalters; und so war es auch in Frankreich. Der französische Staat bewilligte, und gab die Kosten zum Krieg her, und unter diesen Umständen vereinigten sich der Adel und das übrige Volk mit dem König, um die dem Staat zugefügten Beleidigungen zu rächen. Aber eben dadurch wurde auch der Staat, wurde auch der Bürger gewisser Maßen Richter über die Bewegungsgründe, die den Regenten bewogen, die Waffen zu ergreifen. Um dieser Art von Abhänglichkeit los zu werden, gerieth schon der König Philipp August auf den Einfall, auf den gefährlichen Plan, Truppen zu besolden, die er gebrauchen könnte, wie er wollte, unbekümmert, ob er dadurch seinen Nutzen von dem Nutzen der Nazion trennte, oder nicht,

und ob seine Einkünfte dazu hinreichten, oder nicht. Sie reichten aber leider! so ansehnlich sie auch waren, und so sehr er sie auch bereits vermehrt hatte, zu dem neuen Soldatenwesen nicht hin, und er sah sich genöthigt, die Auflagen, die Steuern und Gaben bei den Laien und bei den Geistlichen zu erhöhen. — Dieses Beispiel, diese Einleitung des eigentlichen Soldatenthums reitzte nicht nur die folgenden französischen Könige, sondern auch bald andere Könige und Fürsten zur Nachahmung. Und da besoldete und stehende Truppen manchen Königen und ihren Hofleuten, als ein Mittel, als das beste Mittel der Willkühr und der unbeschränkten Eigenmacht und der Sultanei gar sehr gefielen und schmeichelten, so mehrten sich die stehenden Truppen mit Hintansetzung und Untergrabung der bisherigen Wehr- und Kriegsverfassung, und der ganzen übrigen freien Staatsverfassung; ja, es mehrten sich die stehenden Heere je länger je ärger, und zuletzt in einem Grad, der alle Kräfte und alle Verhältnisse der Länder und der Völker überschritt. Damit hing natürlicher Weise zusammen, daß man die Einkünfte, die Ertragnisse der Länder durch alle nur mögliche Besteuerungs- und Geldpressungskünste immer höher und höher, und bis auf's höchste trieb, und, als auch die höchste Besteuerung noch nicht für die Unterhaltung der Soldatenmenge hinreichte, auf Staatsborgereien und Staatsanlehen verfiel, und sie in jeder erdenklichen Form zu Stand brachte. Dadurch und durch die höllischen Kriege, welche aus der französischen Revoluzion entstanden sind, haben die Schulden der meisten europäischen Staaten die babylonische Thurmhöhe erreicht, auf der wir sie mit Schrecken erblicken. Um die kriegerischen Anstrengungen, zu denen man sich versucht, oder gezwungen sah,

durchzusetzen, reichten alle bisherige Geldquellen und Geldschöpfungsmittel bei weitem noch nicht hin. Deßhalb nahm man Geld auf, wo man es fand; man erhob die Einkünfte voraus; man bezog von den Staatsbeamten Kauzionen oder Bürggelder; man lockte die Geldreichen, die Kapitalisten durch günstige Bedingungen, ihre Schätze aufzuthun; man eröffnete gezwungene Anlehen; man erpreßte von den Gläubigern Zuschüsse zu den Summen, die sie bereits dargegeben hatten; man brachte Papiermünzen in Umlauf, und hätte gern, wie zur Zeit Law's in Frankreich einen Befehl gegeben: „daß Niemand über fünfhundert Livres gemünztes Geld, oder an goldenen und silbernen Geschirren behalten solle, um Papier, um Papierschnitzel dafür einzutauschen, —" kurz man griff zu den härtesten und widrigsten Maßregeln. So häufte sich allmählig auf die europäischen Staaten, deren öffentliches Gesamteinkommen 3 Milliarden und 560 Millionen Franken beträgt, die erstaunliche Schuldenlast von 31 Milliarden und 142 Millionen Franken, eine unerhörte Schuldenlast, die wenn gleich für die verschiedenen Staaten mehr oder weniger drückend, doch allen Staaten noch auf viele, viele Jahre den Genuß des Friedens vorenthält, und manchen Völkern die Nachwehen der bisherigen und noch anhaltenden bösen Zeit in's Unabsehliche verlängern mögte. —

Das Verhältniß der öffentlichen Schuld mehrer Staaten zu ihren Einkünften geht aus folgender Uebersicht vom Jahr 1820 hervor:

Rußlands Einkünfte betragen 350 Mill. Franken und seine Schulden 600 Mill. Franken.

Der vereinigten Staaten von Nordamerika Einkünfte betragen 130 Mill. Franken, und die Schulden 463 Mill.

Preußens Einkünfte betragen 170 Mill. und seine Schulden 677 Mill. Franken.

Frankreichs Einkünfte 860 Mill. und Schulden 3466 Mill. Franken.

Oesterreichs Einkünfte 300 Mill. und Schulden 1800 Mill. Franken.

Großbrittanniens Einkünfte 1156 Mill. und Schulden 19,900 Mill. Franken.

Der vereinigten Niederlande Einkünfte 166 Mill. und Schulden 3500 Mill. Franken.

Baierns Einkünfte 30 Mill. Gulden und Schulden 100 Mill. Gulden.

Würtembergs Einkünfte 9 Mill. und Schulden 30 Mill. Gulden.

Badens Einkünfte $9\frac{1}{2}$ Mill. und Schulden $12\frac{1}{2}$ Mill. Gulden.

Sachsens Einkünfte 7 Mill. Thaler und Schulden $20\frac{1}{2}$ Mill. Thaler.

Hieraus ergibt sich, daß Rußland das Gedoppelte, die vereinigten Staaten das Dreifache, Preußen das Vierfache, Oesterreich das Sechsfache, Großbrittannien das Achtzehnfache, das Königreich der Niederlande das Zwanzigfache, Baiern das Dreifache, Würtemberg das Dreifache, Baden gegen das Zweifache, und Sachsen das Dreifache seiner Einkünfte schuldig sind, wenigstens im Jahr 1820 schuldig waren, oder daß diese Staaten nach den hier angegebenen Verhältnissen durch Anlehen ihre Einkünfte vorweggenommen haben.

Diese neue Staatsweise des Vorempfangs und Vorverbrauchs der Einkünfte ist sehr gewagt und verderblich, besonders dadurch, weil sie die Lasten der Bürger mehr oder

weniger vervielfältigt hat, indem nun neben den ordentlichen Abgaben auch noch die ungewöhnlichen Summen aufgebracht werden müssen, welche erforderlich sind, um die Zinsen der Staatsschuld zu decken, und deren Erhebung so lange unvermeidlich ist, als die Staatsschuld besteht. — Solcher Aufwand erfordert z. B. in Baiern jährlich 3,333,327 Gl., in Würtemberg, 1,250,000 Gl. und in Baden 680,000 Gl. — Welch eine außerordentliche Erleichterung wäre es für die Bewohner dieser Länder, wenn solche Posten aus den von den Steuerverwesern gemachten Listen der Staatsbedürfnisse, aus den Besteurungsansätzen (Budgets) gestrichen werden könnten! — Da die Quellen der zur Staatsschuldentilgung angelegten Kassen überall nur sehr spärlich, und mehr auf dem Papier, als in der Wirklichkeit fließen, so werden die armen Völker noch lange in demselben verderblichen Schuldenmorast stecken bleiben, selbst wenn neue Ungewitter der Staatenwelt nicht neue übermäßige Anstrengungen nöthig machen sollten. Und noch lange werden die arg verschuldeten Staaten mit der Noth und den Gefahren kämpfen müssen, die dem Bürger das Leben verkümmern, indem er den Ertrag seines Vermögens und seiner Arbeit, so wie seine sittliche Kraft durch die Ueberlast der Schulden verzehrt sieht, die auf ihm liegt.

Was thut in solchem Fall ein verständiger und rechtlicher Hausvater, heißt es in der trefflichen Nazionalchronik der Teutschen? Er macht Vermehrung des Erwerbes und Verminderung des Aufwandes zum Grundgesetz seiner Wirthschaft, und verwendet die Summen, die er auf dem ersten Weg gewinnt und auf dem andern erspart, zur Bezahlung der Schulden. Dieses Grundgesetz muß auch die Regel der in Schulden steckenden Staaten

seyn. Sie können, wenn sie planmäßig und ernsthaft hiernach verfahren, und vor allen Dingen die stehenden Heere um die Hälfte vermindern, eines Uebels Meister werden, das weit furchtbarer ist, als es scheint. Lassen sie aber, wie bisher, das Uebel bestehen, und immer tiefer wurzeln, und sich wohl gar vermehren, so werden sie frühe oder spät schrecklich genug für ihre Ungelehrigkeit und für ihren Leichtsinn büßen. Denn es verhält sich bei den Staaten, wie bei den Familien, und bei guten Haushaltungen, die nicht anders bestehen, oder sich, wenn sie in Schulden gerathen sind, wieder aufhelfen können, als durch eine bessere und einfachere und strengere wirthschaftliche Ordnung. — Kennt man denn nicht alle besondern Umstände und Uebel und Drangsale unserer Zeit? Sieht man denn nicht die Bedrängniß und die Verminderung unsers Handels und Gewerbes und unsers Geldzuflusses, so wie die daher mit kommende und furchtbar steigende Verarmung unserer und anderer Völker? Erwägt man denn nicht die große Zunahme, die große Erhöhung der Armensteuern und mehrer anderer in den neuern Zeiten auf die einzelnen Gemeinden gefallenen, oder gelegten Lasten? Und bedenkt man nicht, wie schwer und traurig sich's bei solchen Umständen, bei solchen ungewöhnlich hohen Staatssteuern und Staatsschuldensteuern und Armensteuern leben läßt? Man scheint das alles nicht zu bedenken, denn man fordert eher mehr, als weniger, und glaubt, daß es da ist, wie sonst, und daß es zufließt, wie in den vorigen glücklichern Zeiten. Man scheint es überhaupt so weit zu treiben, als es geht. — Darum gefällt es auch den Menschen je länger je weniger auf der Welt, besonders da, wo Handel und Gewerbe, aus Man-

gel an Schutz gegen das Ausland stocken, und alle Jahr vermehrt sich die Zahl der Verzweifler und der Verbrecher und der Selbstmörder. Doch nicht davon, von einem andern Uebel wollte und will ich hier reden:

Das Borgen und Schuldenmachen von Seiten der Staaten hat nehmlich nicht nur die Vervielfältigung und Erhöhung der Steuern und Abgaben, sondern auch noch ein anderes, nicht minder großes und verderbliches Uebel zur Folge gehabt, ich meine den Staatspapierhandel. Dieser neue gefährliche Handel steht im Verhältniß zu den Staatspapieren, die, gleich einem gewaltigen Strom auf eine ungeheuere Zahl von Millionen angeschwollen sind. Darum hat auch der Staatspapierhandel in unsern Zeiten einen fast unglaublichen Umfang und Grad erreicht. Unzähliche Menschen haben sich in den gefährlichen und losen Handel mit Staatspapieren eingelassen. Was die Zahlenlotterien für die niedern Volksklassen sind, das ist der Staatspapierhandel für die höhern Stände geworden. Aber da die Meisten aus Unkunde der Zeit und ihrer bedenklichen Zeichen und im Vertrauen auf den großen heiligen Bund und einen langen Bestand des europäischen Friedens, so wie aus Mangel an vortheilhaftem Waaren-Handel und Verkehr — sich mit Staatspapieren befaßt und beladen haben, — was wird die Folge, wie groß wird die Noth und das Jammergeschrei und das Unglück werden, wenn der ob der Einmischung Frankreichs in die spanischen Staatsangelegenheiten entstandene Krieg, schlimm und verwickelt werden, und die Staatspapiere herunterdrücken sollte! — Warum will man aber die Spanier mit Gewalt bekehren, und ihre Staatseinrichtungen nach den unserigen zwingen? Warum will man die Spanier nöthigen,

gen, daß sie denken, wie wir und andere Völker? Alles Bekehrungswesen, alle gewaltsame Bekehrerei, staats- und kirchenthümliche, ist erschrecklich und vernunft- und gottwidrig, und ist und war immer mit dem größten Gräuel und Unheil verbunden. Wo man sich des wahren und rechten Staats- und Kirchenthums erfreut, da ist man duldsam; wo man aber selbst nicht das wahre und rechte Staats- und Kirchenthum hat, da will man Andere bekehren? Welch ein Beginnen! — Und was soll mit den vielen Tausenden, ja, Hunderttausenden unter uns werden, wenn die Staatspapiere so weit herabkommen, daß man sie um keinen Preis mag, folglich der ganze Staatspapierhandel auf längere oder kürzere Zeit mit Schrecken ein Ende nimmt? Welch ein Handel, den jeder, nahe, oder ferne Krieg über den Haufen wirft, und der dann immer, und oft selbst zu Friedenszeiten, unzählige Menschen in's Unglück und Verderben stürzt! Ist ein solcher Afterhandel nicht einer der Krebsschäden, die an dem öffentlichen und häuslichen Wohlstand der europäischen Völker nagen, und deren Fraß immer weiter und weiter greift, und die Staaten zu zerstören droht? —

Seit der Zeit, wo man die Staatsscheine oder Staatsobligazionen auf jeden Inhaber (au porteur) stellte, wurden sie eine Waare, womit der Handels- und Erwerbsgeist ein gewagtes und gefährliches und immer schlimmeres Spiel trieb. Anlockend, verführerisch ist der schnelle Gewinn, den man ohne Mühe, ohne Kenntniß, ohne Vorbildung macht; daher drängt sich jeder Stand hinzu, und will an diesem neuen Glücksspiel Theil nehmen. Darüber verschwinden Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, das ganze alte einfachere Gesitte geht vollends zu Grund, und der

gute Geist weicht von den spiel- und gewinnsüchtigen Nazionen. Welch ein Unglücksspiel, der Staatspapierhandel!

Noch mögte das Unglück erträglicher seyn, so lange sich der Betriebsgeist auf inländische Staatspapiere beschränkt. Werden aber ausländische Papiere der Gegenstand des offenen Handels, so lassen sich die verderblichen Folgen gar nicht mehr berechnen. Je mehr die Bewohner eines Staats sich mit den Papieren fremder Staaten befassen, desto mehr untergeben sie ihr Vermögen und ihren Wohlstand diesen fremden, gewöhnlich größern Staaten. Schreitet nun einer dieser Staaten in Zeiten der Noth zu einem so genannten großen Geldschlag, oder großen Finanzmaßregel, — müssen sich da seine Gläubiger nicht in alle Opfer fügen, die der fremde mächtigere Staat von ihnen fordert? Und ist dieß nicht schon oft geschehen? Welch ein äußerst gefährliches Spiel mit fremden Staatspapieren! Können die Regierungen länger dabei gleichgültig bleiben? Ist dieses Spiel nicht gefährlicher und den Summen nach bedeutender, als alle auswärtige Lotterien? Leitet es nicht das zur Belebung der Gewerbe, der Waarenwerkstätten, des Handels und alles Kunstfleißes im Land unentbehrliche Geld millionenweise in's Ausland? Entzieht es nicht dem Staat selbst für Zeiten der Noth und der Gefahr die unentbehrlichsten Mittel seiner Erhaltung? Vermindert es nicht nothwendig durch die größere Concurrenz oder Zusammenströmung der Staatspapiere den Verkehr und den Werth der inländischen Staatspapiere? Uebertrifft es nicht an Gefährlichkeit weit, weit alle Hasardspiele, da nicht nur gewöhnlich viel mehr darin verloren wird, sondern auch der Ausgang des Spiels ganz von den Händen des auswärtigen Staats und seiner Handelsleute

abhängt, denen tausend Mittel zu Gebot stehen, den Stand der Staatspapiere zum Nachtheil fremder Betriebschafter (Spekulanten) zu wenden? Welch ein Spiel! Erfordert es nicht die ganze Aufmerksamkeit, besonders von Seiten der mittlern und kleinern teutschen Staaten und ihrer Stände? — Was hat doch die Staatspapiermacherei bereits in der Welt angestiftet! Und was wird das Geldpapierwesen noch anstiften, besonders wenn ein großer und anhaltender Krieg ausbricht! —

Am allergefährlichsten, am allerheillosesten ist übrigens die von den Engländern so genannte Stock-Jobbery, das Spielen und Wetten auf's Steigen und Sinken der Staatspapiere. Die Stock-Jobbery ist darum auch selbst in England, und zwar schon 1734 durch eine Parlamentsakte für eine infame Praktik erklärt, und bei einer Strafe von 500 Pfunden verboten worden. Diese Stock-Jobberry, dieses Uebereinkommen über Staatspapierlieferung auf Zeit, ist nicht so wohl ein Kauf, als eine bloße Wette in Betreff der Veränderlichkeit des Preises der Papierschnitzel, binnen einer bestimmten Zeit, wo dann eine Berechnung und Hinauszahlung nach der Cursdifferenz (Preisveränderung) und der in der Wette begriffenen Gattung und Summe von Staatspapierchen Statt findet. Dabei wenden die Einen durch eigene und fremde Mißwirkung alle Mittel und Künste an, um den Preis der Staatspapiere zu heben, und die Andern denselben herabzudrücken. Welches verruchte Spiel! — „Die schrecklichen Spieler und Spiele auf's Steigen oder Sinken der Staatspapiere, hieß es neulich in einem öffentlichen Blatt, bethören alles, und beunruhigen alles, und treiben einen frechen Unfug mit allem. In den Werkstätten dieser Spieler brü-

tet jeder Tag eine angeblich bevorstehende Umgestaltung der Dinge aus, ja, sie möchten gern den Boden unter unsern Füßen untergraben, und der schrecklichste Krieg wäre ihnen nichts, wenn sie nur dabei gewinnen, und ihre abscheulichen Spiele sichern." — Welche verderbliche Uebel und Dinge und Teufeleien haben sich also in die europäische Welt eingeschlichen! Wer, was soll alle diese Uebel und Ungeheuer bannen, und Europa retten? Es wird freilich geschehen; denn das, selbst durch alle Klugheit gestützte, Böse und Verderbliche erhält sich nicht auf die Dauer, aber es wird auf eine andere Art geschehen, als man denkt, auf eine Art, welche über die bestehende Ordnung der Dinge zum letzten Mahl entscheiden dürfte. *) —

---

*) M. s. über die in diesem Aufsatz stehenden Schuldsummen und andere Angaben die trefflich und freimüthig geschriebene National-Chronik der Teutschen vom 13. Januar und 17. Februar 1821. Uebrigens habe ich den Staatspapierhandel rc. nur wegen seines ungemein schädlichen Einflusses auf die Gesundheit und Sittlichkeit der Staaten hier berühren wollen.

Demosthenes.

Ein Athenienser kam einst zum Demosthenes, um ihm die Vertheidigung gegen einen Andern, der ihm übel begegnet war, aufzutragen, und erzählte dem Demosthenes sehr gelassen die Beleidigung, die er erfahren hatte. Demosthenes gab ihm weiter keine Antwort, als, es wäre von allem, was er sagte, nichts wahr. „Was! rief der Kläger in der Hitze, ich wäre nicht beleidigt worden?" — Ja, nun, erwiederte Demosthenes, nun höre ich wohl die Stimme eines Mannes, dem Unrecht widerfahren ist. — Demosthenes hielt also den Ton und die Bewegung desjenigen, der redete, für nothwendig, um das glaublich zu machen, was er sagte. — Wie trefflich würde sich Demosthenes zu einem Großrichter, zum Oberrichter, zum Kanzler eines Staats geschickt haben, er, der die laute Stimme, oder auch das Schreien der Beleidigten und Gekränkten nicht nur nicht übel genommen, sondern auch daraus die Wahrheit und selbst die Größe der verübten Ungerechtigkeit und Beleidigung ersehen hätte! — Gott gebe den Staaten und den Völkern viele solche Richter, Richter von dem Verstand und Scharfsinn und Geist des Demosthenes! Da aber Männer,

wie Demosthenes äußerst selten in die Welt kommen, so ist sehr zu wünschen, daß wenigstens unsere richterlichen Personen dem Demosthenes einiger Maßen nachahmen, und es nicht übel nehmen mögen, wenn ihnen Kläger die Beleidigungen, die sie von Andern bübisch erlitten haben, in einem lauten und entrüsteten Ton erzählen. Nicht die Beleidigten und Gekränkten muß man anfahren und verdrüßlich behandeln, sondern die bösen und tückischen Buben, welche gern Andere beleidigen und kränken, und oft schon Andere beleidigt und gekränkt haben. — Wozu über Unbilden klagen, wenn uns von Seiten ungeduldiger, oder beschränkter, oder parteiischer, oder ihre Ruhe und Bequemlichkeit zu sehr liebender Richter neue Beleidigungen und Kränkungen widerfahren? Aber lebt man da im Staat und im Schutz der Gesetze, oder unter der Laune und der Willkühr und dem Unwillen der Obern?

Die neue Pest in Asien.

(Cholera morbus.)

Die neue Pest, welche 1817 fast mitten in Ostindien ausbrach, verbreitete sich schnell nach allen vier Weltgegenden, und zwar zu Land und zur See, so daß sie bereits alle Küsten Arabiens und die großen Städte Bassora und Bagdad, und selbst Aleppo, so wie das weit davon entlegene Tiflis in Rußland heimgesucht und verheert hat. Bald wird sie ihre Wuth über die so genannte Levante, und namentlich über Smyrna und Constantinopel erstrecken, und sich den Weg nach Europa bahnen. — Diese mörderische Pest scheint ein neuer schwarzer oder großer Tod werden zu wollen. So nannte man nehmlich die außerordentliche Pest, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts in China entstand, und von da aus flugs über die ganze Erde, und auch über Teutschland und den fernen Norden fortlief. Ueberall warf sie zwei Drittheile, sogar hier und da die Hälfte der Lebenden in das Grab. Halbe Städte starben aus, und in vielen Oertern und Dörfern blieb kein Mensch am Leben, so daß die Ländereien zu Wildnissen wurden, das Vieh in den Wäldern herumirrte,

und wieder zur unbändigen Thierheit zurücksank. — Kein Land blieb von dem schwarzen Tod aus China verschont, es mogte liegen, wo es wollte. Auf einem englischen Schiff nach Bergen in Norwegen, und von da selbst nach Island und Grönland gekommen, wüthete da, am nördlichen Ende der Welt das Ungeheuer mit gleicher Heftigkeit, wie im äußersten Südosten. Fast alle Adeliche Norwegens, und wenigstens zwei Drittheile der andern Landesbewohner fielen als Opfer dieses grimmigen Pesttodes. In der Stadt Drontheim starben alle Domherren, und von den sämtlichen Bischöfen Norwegens, Islands und Grönlands blieben nur drei am Leben. Viele kleine Plätze, Höfe und Thäler wurden völlig entvölkert, und es entstanden in Menge Einöden, die man bis jetzt zum Theil noch nicht wieder hat anbauen können. Und die Fahrt nach Grönland wurde durch den aus dieser Pest und einigen kleinern Seuchen in den Jahren 1373 und 1391 und 1392 erfolgten Mangel an Leuten so sehr geschwächt, daß sie nicht lange nachher gänzlich einging. *)

Dieses ungeheuere Pestübel veranlaßte besonders in Nordteutschland andere große und schreckliche Uebel. Viele Leute verfielen nehmlich beim Anschein des allgemeinen Verderbens in eine Art von Wahnsinn, in eine gallsüchtige Schwärmerei; sie geißelten und zerfleischten sich mit Drahtpeitschen bis auf's Blut, und meinten, dadurch den todschwangern Zorn des Himmels von ihren Köpfen und dem Land abzuwenden; sie sammelten sich sogar in Truppen,

---

*) M. s. hierüber in der Allgemeinen Welthistorie ꝛc. Gebhardi's Geschichte von Norwegen. Neue Historie, Band XIII. Seite 302.

durchzogen unter dem Namen der Flagellanten ganze Länder, wie die noch närrischern Banden der Beghuinen, und brachten durch ihr verrücktes Wesen andere Leute gleichfalls um den Verstand und die Vernunft. — Andere sahen dagegen, auf heimliche Veranlassung der Pfaffen und der Mönche, die Juden für die grausamen Urheber dieser unerhörten Pest an, und warfen ihnen vor, daß sie die Brunnen und die Flüsse der Länder vergiftet hätten; ja, es gab kein höllisches Verbrechen, das man den armen Juden nicht andichtete. Blitzschnell begann eine allgemeine Verfolgung der Juden, indem man sie für vogelfrei erklärte, und, wie und wo man sie fand, theils todschlug, oder verbrannte, theils plünderte, und nackt und bloß fortjagte, so daß sehr *viele* verhungerten, und auf den Wegen verschmachteten, und *in* Wäldern und Höhlen vor Mangel und vor Kälte elendiglich ihr Leben einbüßten. Auf dem Land und sogar in den meisten Städten lag alles voll erschlagener und umgekommener Juden, die, weil man sie nicht einscharrte, in Fäulniß und Verwesung übergingen, und mit ihrem Gestank die Elemente vergifteten, dadurch aber gleichsam zur Rache für ihre unschuldige Ermordung die Wuth der Pest vermehrten, und sie erst recht zur allgemeinen Vertilgung entflammten. Tod und Verderben drangen in alle Gegenden Teutschlandes, Schwärmerei und toller Einbildungsglaube und Pfaffengroll tobten höllisch, und Christen und Juden fielen zu Haufen unter dem unsichtbaren Würgschwert des unversöhnlichen asiatischen Pestungeheuers. —

Was geschehen ist, kann wieder geschehen, wenn auch nicht auf gleiche, doch auf ähnliche Weise. Setzt die neue Pest aus Ostindien ihre Verheerungen fort, so ist nichts gewisser, als daß sie auch in Europa eindringt, da die

Türken, diese dummen und abergläubigen und trägen Knechte des Schicksals, keine Pest und kein Uebel aufhalten, und aufzuhalten verstehen. Indem nun die neue Pestplage da, wo Mangel und Noth und Entbehrungen die Menschen bereits quälen, am heftigsten ausbricht, und in Europa Mangel und Noth und Entbehrung und Schwäche je länger je mehr Platz greifen, so würde der ostindische Tod eine unglaublich große Beute machen, und die fürchterliche Geschichte des alten chinesischen Todes einiger Maßen erneuern können. Doch das wolle Gott nicht! wenn auch der neue schwarze Tod für viele Arme und Unglückliche und Elende eine Wohlthat wäre! Denn es würden sich andere große Uebel und Plagen an den neuen Würgeengel anhängen, und Europa ganz in eine Hölle verwandeln. — Man wird vielleicht lächeln, und sagen: „so weit kommt es nicht, oder so weit lassen wir es in Europa nicht kommen, wir werden die Hände nicht in den Schoos legen, und bloß singen und beten und seufzen, und unsere Klugheit mit allen möglichen Hemmungs- und Milderungsanstalten bei Seite setzen." Gut! wohl! Mag nur die Klugheit und Klugheitskunst immer helfen und allem Uebel gewachsen seyn, und uns immer die nöthige Sicherheit gewähren! Mag nur die Klugheit auf die Dauer bestehen, und es wider das ihr überlegene, wider das der Klugheit von Zeit zu Zeit traurig mitspielende Schicksal aushalten! Dieß ist aber zu bezweifeln, und darum äußerst dringend zu wünschen, daß wir uns mehr der wahren und rechten Kunst, der Vernunft- und Rechts- und Gerechtigkeits- und Tugendkunst befleißigen, weil nur in diesem Fall die Ueberzeugung obwaltet: daß alle Uebel, die

bei unserm rechten und gewissenhaften Wirken und Streben doch eintreten, in dem Ganzen und in dem allgemeinen Schicksal ihren Grund haben, und uns eigentlich und wesentlich nicht schaden können, da der gute Zweck und Erfolg des Guten, folglich auch des guten und sittlichen Lebens der einzelnen Menschen, so gewiß und fest als Gott selbst besteht. —

Teutsche Sprache.

Das vierte Wort in der Reihe jener Fremdlinge, jener lästigen Eindringlinge ist Politik. Dieses Wort ist schwer zu übersetzen, und es graut Einem fast vor dem Ausdruck Politik und vor der Sache, die man gewöhnlich damit bezeichnet. Politik bezieht sich auf den Staat, auf das Staats- und Bürgerthum, auf die gesellschaftliche Ordnung, auf den bürgerlichen Bau und Fortbau, auf das Staatsgebäude, auf die große Staatsmaschine und deren Verbesserung und Vereinfachung, auf das Gemeinwesen eines Volks und die Einrichtung und Regierung dieses Gemeinwesens, auf einen Staats- und Volkskörper und dessen Pflege und Behandlung und Erhaltung, kurz, auf das größte und wichtigste Werk eines Volks, Staat genannt. Politik befaßt also Kunde, Kenntniß und Kunst, und läßt sich am besten, je nachdem es Kenntniß, oder Lehre, oder Kunst ausdrücken soll, verteutschen durch: Staatskenntniß, Staatskunde, Staatswissenschaft, Staatsgelehrtheit, Staatsverstand, Staatsbegriff, — Staatslehre, Staatswissenschaftslehre, Staatswissenschafts-, Staatslehrvortrag, staatswissenschaftliche Darstellung, — Staatskunst, Staatswissenschaftsübung, Staats-

pflege, Staatsheilkunst, — Staatswirkschaft, Staatsmaschinewirkschaft, Staatsbaukunst, Staatsbetriebsamkeit, Staatsbetrieb, Staatserhaltung, Staatsruderschaft, Staatsruderei, Staatsschifffahrt, Staatsverwaltung, Staatsregierung. Diese beiden letzten Ausdrücke gehören mit zu den besten, und sind allem Volk am verständlichsten, indem man dabei von Hauswesen und seiner Anordnung und Regierung durch den Familienvater, oder den Familienvorsteher ausgeht. Ueberhaupt muß man Staat und Haus und Stadt und Dorf und Gemeinde mehr auf einander beziehen, und eines durch das andere erklären, wenn wahre und rechte und richtige Begriffe von Staat und Staatswesen und Staatsverwalten in Umlauf kommen sollen. Es ist im Großen, wie im Kleinen, im Ganzen, wie im Einzelnen, in der Gesamtheit wie in den Theilen, im Staat, in dem Volksgemeinwesen, in der großen Volksgemeinde, wie in einer Stadt und Dorfschaft, wie in einer Stadt- und Dorfgemeinde. Ueberall sind dabei Kenntniß und Kunst, Einrichtung und Regierung, also auch Kenner und Künstler und Werkverständige und Gesetzgeber und Regierer oder Regenten nöthig. Kurz, Jeder gehe, wenn und wo von Staat, von bürgerlichen Verein und von Politik die Rede ist, von seinem Ort und von seiner Gemeinde, von seinem Orts- oder Stadtwesen aus, und es wird ihm bald eine hellere Einsicht in den Staat und das Staatswesen, in das große Volksgemeinwesen und dessen Einrichtung und Verwaltung zu Theil werden. —

Wenn ein Hausvater eine Geldsumme (ein Kapital) aufnimmt, um mittels desselben sein Gewerbe zu erweitern, oder eine günstig scheinende Unternehmung zu machen, so verfährt er richtig, und gewiß auch, unter den weiter erfor-

derlichen Bedingungen, mit Erfolg und Nutzen. Aber wenn ein Hausvater Schulden macht, um durch sie die Leere, die Lücke, das Deficit zu decken, die sein ordentliches Einkommen übrig läßt, so wird er mit jedem Anlehen um die Summe, die dieselbe begreift, ärmer; und setzt er diese Art von Hilfe fort, muß er da nicht frühe oder spät unvermeidlich zu Grund gehen? Wie beim Hauswesen, und bei der Hauswirthschaft, so verhält es sich auch in Ansehung dieses Punktes beim Staatswesen und bei der Staatswirthschaft. — Und wie ferner ein guter Hausvater seine Einkünfte und Ausgaben genau überschlägt und berechnet, und die erwachsenen und verständigen Glieder seiner Familie davon in Kenntniß setzt, um sie, wenn die Bestreitung der Ausgaben hart hält, zum Fleiß und zur Aufmerksamkeit auf alles zu ermuntern, und wenn die Einkünfte die Ausgaben übersteigen, und Glück und Segen in der Wirthschaft obwalten, die Seinigen zu erheitern, dadurch, daß er ihre Lasten und Anstrengungen mindert; — so soll es auch bei der Verwaltung und Regierung des Staats hergehen, und jede Ersparniß gemacht werden, um weniger, aber nicht mehr, als einkommt, auszugeben. — —

Erfährt jeder Unterthan durch öffentliche Rechenschaft über den Staatshaushalt, wozu seine Steuern und Abgaben verwendet werden, so gibt er williger, wenn ihm die Last auch schwer fällt. Und wird ihm nicht dabei das Mißtrauen genommen, das gar zu leicht Wurzel faßt, wo keine Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung Statt findet? Das Mißtrauen der Bürger, daß von ihren sauer erworbenen Beiträgen zur Erhaltung des Staatswesens Manches in Händen kleben bleibe, die keine Ansprüche darauf haben, oder wohl gar Vieles weniger zum Wohl des Staats, als

Schreib-, oder Schriftverfassungskunst. Unter einer Menge, unter Hundert teutschen Schriftstellern finden sich immer nur Wenige, welche die Kunst zu schreiben nach Regel und Begriff verstehen, und die Sprache und die Wissenschaft hinlänglich in der Gewalt haben.

Dieß ist an einem andern großen Fehler und Mangel Schuld, ich meine an der rechten und richtigen Folge und Stellung der Begriffe, und zum Theil an den rechten und richtigen Begriffen und Begriffbestimmungen selber. Freilich ist dieß sehr schwer, und eigentlich das höchste und letzte Stück, das Ziel für eine gebildete Nazion und für ihr gesamtes Wissenschaftswesen. Aber wir sind doch noch gar zu weit in dieser Hinsicht zurück, und vom Ziel entfernt. Denn wir haben noch nicht ein einziges Buch, wo sich eine rechte und richtige Reihenfolge und Stellung der Begriffe vorfindet, ja, es ist sogar das Streben nach diesem Schreib- und Lehrziel in unserer gelehrten Welt noch wenig angefacht und herrschend. Der Verfasser will es mit einer kleinen Schrift versuchen, und nach ihrer Erscheinung alle Bücherrichter und Gelehrte bitten, ihm nachzuweisen, ob die wahre und rechte Begriffolge und Begriffstellung, oder auch Begriffbestimmung darin Statt findet. Schwer ist dieß, ich läugne es nicht, da eine wahre und rechte Folge und Setzung und Bestimmung der Begriffe auch eine wahre und rechte Wissenschaft und Wissenschaftskenntniß, auch eine wahre und rechte Bestimmung und Erklärung der ersten Dinge, kurz, einen ziemlich vollendeten menschlichen Verstand voraussetzt.

Insonderheit ist zur wahren und rechten Schreib- und Lehrkunst eine wahre und rechte Kenntniß des menschlichen Geistes und Gottes erforderlich. Darü-

ber und davon sollte sich allerdings bei unsern Philosophen und in ihren Schriften und Schriftgebäuden mehr finden. Man kann jedoch aus den meisten philosophischen Schriften unserer Nazion eher alles andere, als Geistes- oder Seelenkunde lernen; und selbst Krug's Schriften machen davon wenig Ausnahme. Ich schätze Krug's Philosophie und Schriften sehr, nur mit seiner Seelenkunde, (Psychologie) mit dem Psychologischen in seinen Schriften bin ich nicht zufrieden. Schade, daß Er nicht mehr auf dem Grund und den Gründen der Dinge und der menschlichen Begriffe fußt! So lange dieß bei unsern Philosophen nicht mehr geschieht, so lange sie den Grund und die Gründe von allem, was ist und geschieht, nicht mehr frei und unbefangen und rücksichtlos erforschen, und ihre Wissenschaft daraus und darauf bauen, so lange werden wir uns dem Ziel der Vollkommenheit im Denken, und Schreiben und Lehren und Jugend- und Volksbilden nicht sehr nähern. Beruht das alles nicht auf dem wahren und rechten Wissen? Wie kann man das Wahre und Rechte schreiben und thun, wenn man's nicht weiß? —

Doch auch den Alten, den alten Griechen und Römern hat es hierin gefehlt. Auch in den Werken der Alten vermißt man die natürliche und wahre und rechte Ordnung und Stellung der Begriffe, und noch mehr, als in unsern Schriften. Kann und konnte dieß aber anders seyn, da die Seelen- und Gotteskunde der Alten so schlecht war, und der unserigen weit nachstand? Wie mag man ohne diese Kunde, ohne große Fortschritte in der Geistes- und Gotteskenntniß zur wahren Wissenschaft und Verstandesbildung gelangen? Und wie mag man ohne wahre Wissenschaft und Verstandesordnung folgerecht und gehörig denken

und schreiben? Eines ist ohne das Andere nicht möglich und statthaft. Doch muß man den Bemühungen der Alten in und nach der Kunst, zu schreiben und zu reden, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hinzusetzen: daß sie bei unserer bessern Geistes- und Gotteskunde, bei unserer vollkommnern Grundwissenschaft ohne Zweifel in der innern Ordnung, in der Gedanken- und Begriff- und Verstandesordnung weiter und dem Ziel näher gekommen wären, als es bei uns bis jetzt der Fall gewesen ist und noch ist. — Man sollte mich mehr unterstützen, dann könnte ich auch mehr für die wahre und rechte Wissenschaft und ihre Darstellung und Lehre wirken, und sie nicht nur in einer kleinen Schrift, sondern auch in größern Werken zu fördern unternehmen. Aber man läßt meine Schriften und mich fortwährend unter dem Druck, und schadet so nicht bloß mir und meiner Wirksamkeit, sondern auch, wie immer, am meisten sich selber und der allgemeinen guten und heilsamen Sache der Wahrheit und der wahren Kunst und Bildung und Fortschreitung zum Ziel der Vollkommenheit. —

Kurzer Abriß der Geschichte meines Lebens und Schicksals.

Fortsetzung.

Leipzig.

Die spartanischen Priester hatten ein Gebet an die Götter: „daß sie den Ruhm mit der Tugend verschwistern mögten." Ein sehr weises Gebet! — Ueberhaupt war im Alterthum der Gedanke: daß eigentlich nur der Tugend, der Ruhm gebührt, weit bekannter und geläufiger, als in den neuern Jahrhunderten. Kornelius Nepos kommt mehrmahls auf diesen Gedanken, und äußert z. B. in der Lebensbeschreibung des Eumenes gleich anfangs: „Hätte das Glück dieses Mannes seinen großen Eigenschaften entsprochen, so wäre er zwar nicht größer, aber doch berühmter und geehrter, weil man den großen Mann nicht nach dem Glück, sondern nach der Tugend mißt." — Mögen das diejenigen sich merken, die über Ruhm und Berühmheit, auch über meine Berühmheit und Unberühmtheit, wie Blinde von der Farbe, schwatzen, ohne zu wissen, was Ruhm ist, und was eigentlich des Ruhms werth und würdig macht, und in der bürgerlichen Gesellschaft werth und würdig machen soll. Dieses begrifflose Geschwätz ist meist Schuld, daß es auch berühmte Bösewichter

gibt, und daß man noch immer durch das bloße Glück, durch die blinde Gunst der Umstände bei schlechten Handlungen und Gesinnungen falsch geehrt und berühmt werden kann. Bewahre mich Gott vor einer solchen Berühmtheit! — Lieber größer und tugendhafter, als berühmter, und weniger groß und gut! — In Folge der sinnlichen und oberflächlichen und beschränkten Denkart der gewöhnlichen Welt wird es jedoch unter den hervorstechenden Männern eines Zeitalters immer einige geben, die berühmter, und andere die größer sind; so wie dieß in jedem bisherigen Jahrhundert der Fall war, und es auch in dem unserigen der Fall ist. Es gibt jetzt hervorragende Männer, Gelehrte, Schriftsteller in Teutschland, wovon einige berühmter, andere größer, an Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Gesinnung, Willensstärke, Tugend und Strebung größer sind. Gehöre ich unter die Letztern, verdiene ich folglich berühmter zu seyn, so ist mir dieß genug. Es geht nicht immer nach Verdienst. Und man wird nicht immer nach Verdienst berühmt und geehrt. — Welcher berühmte Gelehrte Teutschlandes hat übrigens ein solches Schicksal, hat einen solchen Kampf mit dem Schicksal und der Welt und aller menschlichen Leidenschaft, wie ich, bisher ritterlich bestanden, und dem Wahren und Rechten, dem Zeit- und Vernunftgemäßern und Bessern aller Art so viel aufgeopfert? Ist hierin keiner über mich, so verdient auch keiner berühmter zu seyn. Darum wird auch das Schicksal eher oder später, ohne zu fragen, über meine Berühmtheit entscheiden, und mir Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Nachwelt wenigstens, bewirken. Doch ich bin mit dem erlangten Ruhm zufrieden. Und gebührt nicht alle Ehre und aller Ruhm und aller Preis, wie aller Dank, eigentlich Gott? —

Mein zweiter Aufenthalt in Leipzig war nicht nur länger, als der erste, sondern auch geschichtsreicher und wichtiger, und drehte sich vornehmlich um folgende Punkte: um meine mannichfache Schriftstellerei, um meine Verhältnisse mit dem Oberhofprediger Reinhard und die daran geknüpften Versuche, eine Anstellung in Sachsen zu erlangen, und um meine weisenfelser Händel, um meine Bemühungen, durch eine reiche Heurath mir zu helfen, oder eigentlich, da die Sache nicht von mir, sondern von Andern ausging, helfen zu sollen.

Noch vor meiner Aufenthaltsnahme in Leipzig waren daselbst einige Schriften von mir erschienen, z. B. die: Theorie der sämtlichen Religionsarten: des Fetischismus, des Uranotheismus, des Anthropo- oder des Herotheismus, des Monotheismus und des moralischen Deismus oder des Christianismus. Leipzig bei Graffe, 1799. Preis, 18 Gr. Der Herr Professor Krug hat in seinem Handbuch der Philosophie diese Schrift zum Nachlesen mit empfohlen. Gleichwohl war sie in Dresden höhern Orts aufgefallen, und ihretwegen beim dasigen Consistorium eine Anfrage geschehen, was ein Schreiben nach Leipzig wegen der Censur und des Inprimatur der Schrift zur Folge hatte. Es war aber alles in der Ordnung, wie ich es Reinhard'n, indem er mir von dieser Nachfrage mündlich Kunde gab, selbst gesagt hatte. Eben so hatte ich die Frage, die Reinhard etwas sonderbar dabei an mich that: es steht doch ihr Name nicht auf dem Buch? — nicht anders, als der Wahrheit gemäß mit Ja beantwortet. Warum sollte ich eine Schrift, die dem Professor Keil in Leipzig zur amtlichen Durchsicht (Censur) gegeben, und von ihm mit dem Inprimatur, mit der Genehmigung des Drucks zurückgestellt worden war, ohne

meinen Namen der Welt vorlegen? Könnte wohl auch so viel Anstößiges und Ketzerisches in einer meist geschichtlichen Schrift enthalten seyn? — Wie gern und wie sehr wollte ich übrigens die Theorie aller Religionsarten berichtigen und verbessern, falls sie eine neue Auflage erlebte! Eben deßwegen wünsche ich dieß recht angelegentlich. — Darauf beschenkte ich in Leipzig die teutsche Menschenheit mit dem: „Gemählde unsers Zeitalters zur warnenden Ansicht dem neuen Jahrhundert aufgestellt." Leipzig bei Graffe, 1800. Preis, 10 Gr. Dieses grelle Gemählde erregte einiges Aufsehn, so daß es zum zweiten Mahl gedruckt wurde, doch leider! ohne mein Vorwissen, folglich auch ohne alle Verbesserungen. — Dann trat ich durch denselben Buchhändler mit der schon angeführten Schrift auf: „Europa's Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben, und Griechenland mit dem Occident zu vereinigen." Graffe schadete dieser Schrift und mir selbst zugleich, da er den Preis derselben so hoch ansetzte, daß es einige Buchhandlungen, z. B. die Maurerische, in ihren gedruckten Bücherverzeichnissen besonders anmerkten. Wie bekannt, sollte die Schrift eher, und zwar in Frankfurt am Main, herauskommen. Sie erhielt aber in Frankfurt bloß ihren Titel, nicht den Druck und das öffentliche Leben. Ihren Titel sage ich. Denn da ich die zurückgegebene Handschrift besah, fand ich den besagten Titel darauf geschrieben, und, weil er mir besser, als der meinige gefiel, so behielt ich ihn bei. — Daß diese Schrift in die rechten, in der Griechen Hände gekommen, und mir darüber von Griechen ein sehr schmeichelhaftes Belobungsschreiben ertheilt worden ist, weiß die Welt schon, und kann auch im Anhang der neuerlich wieder gedruckten und durchaus vervollkommten Schrift nach-

gesehen werden. Bald wird sich zeigen, daß diese Schrift gleich bei ihrem Druck nicht geringe Folgen anderer Art für mich hatte. — Im Jahr 1801 verlegte Graffe meinen: „Heraklius. Eine orientalische Geschichte aus den Zeiten der arabischen Weltrevoluzion.“ Preis, 1 Thlr. 12 Gr. Von dieser unsere Zeit zum Theil vorbildenden Schrift wollte ich neulich Jemanden ein Exemplar verschaffen. Zu meinem Erstaunen war sie jedoch bei keinem leipziger Buchhändler, und nicht einmahl bei einem Antiquar zu finden, und ich vermogte durchaus kein Exemplar aufzutreiben. Sollten mehre meiner frühern Schriften dermaßen völlig vergriffen seyn, so würden sie für die Welt und Nachwelt verloren gehen. Wäre es daher nicht gut, wenn irgend eine Buchhandlung sich entschlösse, meine Schriften, wenigstens den gehalt- und geschichtsvollen Heraklius mit den nöthigen Verbesserungen und Vereinfachungen neu aufzulegen? Will sich keine Buchhandlung dazu entschließen, so helfe mir die Welt durch Unterzeichnung und Bestellung zur neuen Herausgabe des Heraklius und einiger andern meiner ältern Schriften, z. B. der Theorie aller Religionsarten ꝛc., des Gemähldes unsers Zeitalters ꝛc. — die wahrscheinlich mit dem Heraklius einerlei Schicksal haben. Ueberhaupt mögen sich die meisten meiner frühern Schriften schwerlich mehr im Buchhandel vorfinden. — Weiter kam während meines Aufenthalts in Leipzig, aber nicht bei Graffe, sondern bei Sommer von mir heraus: „Afrika geographisch, historisch und philosophisch betrachtet.“ Preis, 12 Gr. Mit der Erscheinung und Ausgabe dieser Schrift ging es so langsam, als ob ein feindseliger und hemmender Einfluß dabei obgewaltet hätte. — Endlich brachte ich noch in Leipzig und ebenfalls bei Sommer die Schrift zum Vorschein: „Kurze

Anweisung zur Kanzelberedsamkeit nach D. Fr. V. Reinhard's Grundriß." — Diese Schrift gefiel sehr, und wurde herrlich recensirt, als ob man mich auch dadurch, und gelinde mit den Haaren zur Theologie, deren geschichtlichen Theil ich doch bloß, die Wunder ausgenommen, verstehe, hätte ziehen wollen. — Uebrigens muß der Kirchlehrer, um nur einen Blick auf das Büchlein zu werfen, zwei Klippen vermeiden, nehmlich weder das Herz allein, noch den Verstand allein, sondern beide zugleich durch vernünftige Begriffe und Gefühle beschäfftigen und bilden. Jetzt hinkt man häufig wieder mehr auf der Seite des Herzens, und leiert den neugemodelten alten Einbildungs- und Gefühlskram, wobei der Verstand leer ausgeht, und samt dem Willen Schaden leidet. Warum predigt man nicht für die Aufklärung alles innern und äußern Dunklen, für Licht und Vernunft, und für die Befestigung der Herrschaft der Rechtsgesetze? —

Durch die kurze Anweisung zur Kanzelberedsamkeit wurde ich mit Reinhard'n immer noch bekannter, und darauf gründete ich die gewisse Hoffnung, in Sachsen angestellt zu werden. — Auch hatte ich, wie man weiß, einige Predigten Reinhard's in den Druck gegeben, und die letztere, die am hohen Neujahrstag 1802 von Reinhard gehaltene Predigt mit einer Abhandlung über des Jesus so bedeutungsvolle Worte begleitet: Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. — Ueberdieß war ich im Jahr 1801 zwei Mahl nach Dresden und zu Reinhard gereiset, um auf meine Anstellung, namentlich auf die Professur der Philosophie, die man damahls an der Bergakademie zu Freiberg so ganz zweckmäßig stiften wollte, — oder auch auf eine Professur

beim Kadettenkorps hinzuarbeiten. Ich erhielt aber weder die eine, noch die andere, noch sonst eine Stelle in Sachsen, ob man mich gleich da, als in meinem Vaterland, von Gottes und Gewissens und Rechts und Pflicht wegen hätte anstellen sollen. Die Professur zu Freiberg erhielt ich nicht, weil sie leider! wie es verlautete, aus Mangel eines Fonds nicht gestiftet wurde. — Was soll ich aber sagen, daß ich nicht eine Lehrstelle beim Kadettenhaus, oder ein anderes passendes Amt in Dresden und in Sachsen bekam? Wollte man mich in Sachsen so wenig, als in Preußen, einen festen Punkt und Wirkungskreis gewinnen lassen? Oder sollte ich mit aller Gewalt, und aus gewissen klugen Ursachen ein halber Pfarrer, und auf dem Land und den Landesgränzen, als es z. B. von Reinhard mit den trefflichen Männern und Predigern Nauk und Hacker geschah, versteckt werden? — Daß ich ebenfalls aus Reinhard und seinem Benehmen bei Gelegenheit meiner Bewerbungen um Aemter in Dresden nicht recht klug geworden bin, kann ich nicht läugnen. Mußte es mir nicht auffallen, daß der Brief, welchen Reinhard in Betreff meines Ansuchens um die erwähnte freiberger Stelle an mich geschrieben hatte, auf der Post verloren ging? Warum ging gerade dieser Brief verloren, da noch kein Brief Reinhard's an mich verloren gegangen war, und auch in der Folge keiner verloren ging? War denn etwa der Brief gar nicht geschrieben und auf die Post gegeben worden? — Und mußte es mir nicht gleicher Weise bedenklich vorkommen, daß Reinhard bei meiner andern Bewerbung, nehmlich um eine Lehrstelle im Kadettenhaus, es nicht gern sah, daß ich zu dessen Direktor, dem General von Christiani gehen wollte, und als ich es doch that, mich bestimmte, nichts von der Lehrstelle zu sa-

gen, wenn Christiani nicht selbst davon anfinge, nicht selbst davon etwas sagte, weil dann die Sache, um mit Reinhard zu sprechen, nicht mehr integra, nicht mehr unerledigt wäre? Wie konnte ich daraus klug werden? Nichtsdestoweniger hielt ich immer Reinhard'n für meinen großen Gönner und Freund, ihn, den ich von Wittenberg her als einen der damahligen berühmtesten und nützlichsten Hochschullehrer ungemein achtete; ihn, mit dem ich in der Philosophie, wenigstens in der, freilich von meiner Seite voreiligen Bestreitung der kantischen und fichteschen Lehrgebäude zusammenstimmte; ihn, der mir auf Ersuchen ohne Anstand einige seiner eben gehaltenen Predigten handschriftlich schickte; ihn, der mich ebenfalls sehr zu schätzen schien, und mehr als ein Mahl schriftlich und mündlich ermunterte, meiner schicklichen Anstellung wegen ihm zu vertrauen. — Und hatte mir nicht auch Reinhard außer vielen andern Briefen die beiden folgenden nach Leipzig geschrieben?

Dresden, am 1. Mai, 1801.

Ew. Hochedelgeboren

Haben sich in Absicht auf die Entschließungen, welche Sie für die Zukunft gefaßt haben, auf eine Art gegen mich geäußert, welche mich in Verlegenheit setzt. Es sollte mir ungemein leid thun, wenn Ihre Gelehrsamkeit und Ihre so ausgezeichneten Talente für einen bestimmten Wirkungskreis, und somit wenigstens zum Theil für das Vaterland verloren gehen sollten. Gleichwohl sehe ich schlechterdings kein Mittel, Sie, wie Sie wünschen, bald und ohne weitere Einleitungen und Umstände in ein Amt zu bringen. Wären Sie pro candidatura examinirt, so würde sich eher etwas thun lassen, wenn sie anders Lust

hätten, ein geistliches Amt anzunehmen. — *) So aber ist wenigstens das Collegium, dessen Mitglied ich selber bin, außer Stand, etwas für Sie zu thun, da Sie die akademische, freilich sehr langsame Carriere nicht einschlagen wollen. — Bitten muß ich jedoch, daß Sie recht wohl überlegen, ob es auch rathsam sey, mit Verzichtleistung auf eine ordentliche Anstellung, sich der ungewissen Zukunft zu überlassen. Ich habe mir, als ich die Ehre hatte, Sie bei mir zu sehen, die Freiheit genommen, Sie auf das Precäre einer solchen Subsistenz aufmerksam zu machen, und ich wünschte sehr, daß Sie diesen Umstand reiflich erwägen, und Ihre Entschließungen darnach einrichten möchten. Wohin indessen Ihr Entschluß auch ausfallen mag, ich meines Orts werde mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, bei der ich beweisen kann, wie sehr ich sey

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamster Diener,

Reinhard.

Dresden, am 21. Jun. 1802.

Ew. Hochedelgeboren!

Ich bin Ihnen auf zwei Briefe Antwort schuldig, und bitte meines durch Umstände und Arbeiten verursachten Still-

---

*) Als ob nicht die Lust zu einer Sache aus der Fähigkeit und Neigung und Geschicklichkeit dazu käme? Und als ob ich darum ein Theologe wäre, weil ich zu Wittenberg auch in theologische Vorlesungen gegangen bin, und einige theologische Schriften verfaßt habe? Ich muß doch am besten wissen, was ich und daß ich hauptsächlich immer und von Jugend auf Philosophie und Geschichte studirt, und zu welchen Aemtern und Wirkungskreisen ich einen innern und äußern Beruf habe?

schweigens wegen um Verzeihung. Ihrem ersten Brief war der Abdruck meiner Predigt am Johannisfeste beigefügt. — Ich habe schon mehrmahls geäußert, daß mir das Herausgeben solcher einzelnen Predigten nicht recht gefallen wolle. Dießmahl haben Sie die mir im Manuscript mitgetheilte Homilie über einige Worte Christi beidrucken lassen. Dagegen habe ich nun, da jene Homilie so viel Gutes enthält, gar nichts. Allein Sie haben den Titel der kleinen Piesse so zweideutig gefaßt, daß es scheint, als ob auch die Homilie von mir wäre. Dieß kann mir darum nicht gleichgültig seyn, weil ich nicht haben will, daß man mir das Verdienst, oder die Schuld einer fremden Arbeit zurechne. Könnten Sie auf irgend eine Art dem Mißverstand vorbeugen, der hier Statt finden kann, so würde mir dieß sehr angenehm seyn.

In Ihrem zweiten Brief äußern Sie den Wunsch, bald angestellt zu werden, sehr lebhaft. Ich habe neulich, als ich Ihrem Wunsche gemäß dem Herrn Conferenzminister von Burgsdorf den Abdruck meiner Predigt und ihrer Homilie übergab, sehr viel über diese Sache gesprochen; aber leider! konnten wir gar nicht einig darüber werden, wie Ihnen zu helfen seyn möchte. Es war uns nehmlich überall die Verfassung im Wege, da Sie weder habilitirt, noch examinirt sind. Sie wissen, was die Verfassung in Sachsen zu sagen hat. Man kann nicht von ihr abweichen, wenn man auch abweichen zu können wünscht, weil sonst gleich weitere nachtheilige Folgen eintreten. — *) Es ist

*) Das wußte ich in der That nicht, und weiß, ja, begreife es noch nicht! Eine Verfassung, wo selbst für Männer von Gelehrsamkeit und von ausgezeichneten Talenten, für Männer meiner

eine recht angelegentliche Sorge für mich, wie Sie in ein Amt gesetzt werden könnten; nur hat es mir noch nicht gelingen wollen, etwas Schickliches für Sie ausfindig zu machen. Verlassen Sie sich übrigens darauf, daß mir keine Gelegenheit entgehen soll, wie Ihnen ein schicklicher Platz angewiesen werden kann.

Für die überschickte Thüringische Monatsschrift, in welcher mir Ihre Aufsätze ganz vorzüglich gefallen haben, auch für das beigelegte Buch danke ich auf das verbindlichste. Nur bitte ich, daß Sie mir anzeigen, was ich für beide zu bezahlen habe, damit Sie in keinen Schaden kommen. Mit gewohnter Hochachtung und mit wahrer Ergebenheit bin ich

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamer Diener,

Reinhard.

Was sollte ich nach solchen und andern dergleichen

Art die akademische Carriere eine langsame ist und bleibt, und wo solche Männer, wenn sie beschränkter Vermögensumstände halber nicht habilitirt, oder examinirt sind, gar keine gelehrten Aemter erlangen können, — und wo höchst wahrscheinlich selbst in Zeiten der größten Noth und Gefahr des Staats und seiner Verfassung nicht einmahl ein Engel vom Himmel gebraucht und angestellt, und der Retter des Staats werden könnte, davon, von einer solchen Verfassung wußte ich nichts. Nur das wußte ich, wie sonderbar und leicht und schnell oft Leute ohne Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Talente, und ohne habilitirt, oder examinirt zu seyn, wenigstens ohne durch das Habilitiren, oder Examiniren, Gelehrsamkeit und Talente zu bekommen, — — das wußte ich, wie sonderbar und leicht und schnell oft solche Leute zu Aemtern, selbst zu Professuren, zu höhern Lehrstellen, gelangten.

Briefen von Reinhard denken? Daß er widrig gegen mich gesinnt, daß er mein Feind wäre? Ohne die ärgste Verstellung und Tücke bei Reinhard vorauszusetzen, durfte ich das nicht. Gleichwohl konnte ich auch Reinhard'n, wenn ich diese Briefe mit seinem wirklichen Benehmen, und sein Benehmen mit diesen Briefen verglich, nicht recht erfassen, zumahl da es ja schickliche Stellen in Dresden gab, und eine nach der andern an Männer, die meine Wissenschaften und so ausgezeichneten Talente nicht besaßen, vergeben wurde. — War ich denn etwan in Dresden und vielleicht in ganz Sachsen gewissen Leuten und gewissen Absichten im Weg und am unrechten Ort? Kurz, das Benehmen und Reden Reinhard's, so wie Anderer, mit welchen ich es damahls zu thun hatte, war mir nicht klar und deutlich. Oder sah man meine Bekanntschaft mit Reinhard, wie in Berlin meine Bekanntschaft mit dem Geh. F. R. Schulz nicht gern? Und hatte die sonderbare Stellung des Titels der vorhin besagten Predigt und Homilie darauf Bezug? Diese Reinhard'n unangenehme Stellung des Titels war nehmlich nicht meine, sondern die Schuld des Verlegers, des weisenfelser Buchhändlers Böse, und dieser hatte es wahrscheinlich in Folge eines ihm gegebenen Winkes so gemacht. Es schien sogar, als wollte man mich mit der Regierung und dem Hof zu Dresden entzweien, oder sie gegen mich aufbringen, um mein Fortkommen und meine Anstellung in Sachsen zu hintertreiben. Kann dieß nicht unter andern daraus erhellen, daß in die beim weisenfelser Buchdrucker Severin angelegte, und auf mich und meine Theilnahme besonders berechnete Thüringische Monatsschrift bald solche Aufsätze sich einschlichen, die höhern Orts nicht gefallen konnten? Da es nun schien, als wäre ich der Herausgeber und Besorger der

Zeitschrift, der ich doch nicht war, sollte dieß, sollte dergleichen ärgerliches Geschreibsel mir und meinen Bemühungen um Aemter und um eine vortheilhafte Heurath zum Nachtheil gereichen? Oder hatte (denn ich kann hier nur fragen) der Amtmann Jahn in Weißenfels, den ich damahls für meinen besten Freund hielt, und der ein umsichtiger und wohlunterrichteter Mann war, hatte Jahn, indem er mir auf's dringendste rieth: Reinhard'n von einem gewissen Vorhaben, von meinem weisenfelser Glücksversuch nichts zu sagen, trotz allem schönen Gesichts- und Redeschein, eine andere, als freundschaftliche und gute Absicht? Und meinte derselbe Mann, dadurch, daß er zu einer andern Zeit mir vorredete: „Wenn's Ihnen in Weißenfels und in Sachsen nicht gelingt, so gehen Sie wieder nach Berlin, meinte er's damit gut, oder bös? Da durfte man mir aber nur in Sachsen an allem hinderlich seyn, um mich wieder nach Preußen zu gängeln, wo ich doch während eines strengen Winters bald erfroren wäre. Wer mag aus diesem zweierlei Hin- und Herreden, aus diesem vorder- und kehrseitigen Wesen, aus diesen Widersprüchen und Drehungen klug werden? Aber was will ich? Ich sollte auch nicht daraus klug werden, und das dunkle Klugheitsspiel in Betreff meiner und meiner Unterdrückung nicht merken. Ich merkte es leider! —

Das Vorhaben, wovon ich Reinhard'n durchaus nichts sagen sollte, ist aus Folgendem zu ersehen: Als meine Schrift: Europa's Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben ꝛc. in Weißenfels bei Severin gedruckt wurde, und wegen der damahligen europäischen Zeitumstände, vornehmlich wegen Rußlands Verbindung mit Frankreich zu rechter Zeit zu kommen schien, so betrieb ich den Druck der

Schrift

Schrift sehr eifrig und ging deßhalb einige Mahle nach Weißenfels. — Es half mir jedoch diese Betreibung des Drucks und die schnelle Sendung eines velinpapiernen Exemplars der Schrift nach St. Petersburg nichts. Denn das Exemplar kam nicht in die Hände des inzwischen irdisch untergegangenen Kaisers Paul —, sondern an dessen Nachfolger. Und von diesem erhielt ich mittelbar ein anderes und ungünstigeres Schreiben, als ich sonder Zweifel vom Kaiser Paul erhalten haben würde, nehmlich folgendes:

St. Petersburg, den 27. August 1802.

Endesunterschriebener hat die Ehre, dem Hrn. Dr. J. G. Heynig das durch Ihn an Se. kaiserl. Majestät eingesandte Werk: Europa's Pflicht, die Türken wieder nach Asien zu treiben ꝛc. auf Allerhöchsten Befehl zurückzuschicken, mit dem Bescheid: daß Rußland, so wie alle europäische Mächte Ihrer Pflichten bewußt sind, und solche nicht aus Schriften, sondern aus denen den jedesmahligen Umständen und der Lage der Dinge gemäßen Quellen schöpfen.

T. Engel.

Sollte es denn gar keine Gelehrten und Schriftsteller geben, welche die Umstände und die Lage der Dinge zu unserer Zeit gründlich kennen, nach innen und außen, nach Ursachen und Folgen und Einflüssen kennen, und die Welt darüber belehren können? Und sollte ich nicht unter diese Gelehrten gehören? Habe ich nicht geahnet und vorausgesehen, was in unsern Zeiten eingetreten ist? — Sei dieß! Ich hatte verthan, und war und blieb ruhig. — Es entstand aber aus dem Druck der Schrift: Europa's Pflicht ꝛc. noch etwas Besonderes, das mich desto unruhiger machte, und das wieder bedeutende andere Folgen nach sich

zog: als wenn die Schrift, trotz der Welt, für mich hätte wichtig werden sollen und müssen. Ich gerieth nehmlich mit dem weisenfelser Censor der Schrift, mit dem bereits angeführten Kommissionsrath und Amtmann Jahn in gute Bekanntschaft. Und dieser auch außer seinem Fach gelehrte und immer fortlernende und weiter forschende Mann nahm mich durch sein freundliches und gastfreies Wesen bald dermaßen ein, daß ich ihn von meinen Schicksalen und Umständen und Wünschen in Kenntniß setzte. Bewegt und gerührt dadurch, faßte er einen Plan, mir zu helfen, und meinem widrigen Schicksal eine andere Wendung zu geben, indem er mich gesprächsweise auf das reichste Mädchen in Weißenfels, das Fräulein E . . ., die jetzige Frau Senator und Kaufmännin W . . . zu N . . aufmerksam machte. „Da könnten Sie sich unabhängig machen, und mit Ihrer Anstellung es darauf ankommen lassen, fügte er bei, und zuletzt noch die mir so höchst wichtig und bedeutsam gewordenen Worte: „Wenn's seyn soll, wird sich's schicken!" — Daß ich, dem es bisher mit der Erlangung eines Amtes gar nicht hatte glücken wollen, und dem dabei und darüber in allerlei Erfahrung und Kenntniß ein großer Zuwachs geworden war, daß ich mir diese lachende Aussicht auf die Hand eines sehr reichen Mädchens nicht umsonst eröffnen ließ, daß ich selbst eine Freude deßhalb empfand, und in kurzem der angenehmsten Gedanken und Hoffnungen voll wurde, das war wohl natürlich. Denn ich sahe gleich bei der ersten Unterhaltung mit dem Fräulein E . ., daß die Rede des Amtmanns Jahn kein Spaß war, sah die Möglichkeit und die Thunlichkeit der Sache. Und vielleicht ging ich in Gedanken noch weiter; denn ich weiß nicht alles mehr, was ich bei dieser, wie soll ich sagen?

wunderschönen Gelegenheit dachte. Häufig ging ich, flog ich nun von Leipzig nach Weißenfels und immer häufiger, da meine zum Mädchen gefaßte Liebe sich unvermerkt in Leidenschaft verwandelte. Hätte ich das vermeiden sollen? Und würde es besser gewesen und gegangen seyn, wenn ich, wie anfangs, ruhig, oder ruhiger geblieben wäre, zumahl da ich das Mädchen, auf ausdrückliches Anrathen Jahn's, nicht anders, als in öffentlicher Gesellschaft sehen und sprechen konnte? Eine ruhige Liebe, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll! Und eine unruhige Liebe, — soll sie Einem zum Tadel gereichen? Höchst wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß würde es mir nichts geholfen haben, wäre ich gleich immer ruhig geblieben. Die Sache sollte offenbar nicht seyn, und ich könnte, wollte ich's und schickte sich's hier, diese Worte auf eine Art erläutern, wie es vielleicht noch nie geschehen ist. Der Kürze halber will ich nur sagen: Daß mein Geist bei der Sache mich völlig im Stich, mich ganz ohne Zustimmung ließ; daß ich, wenn es darauf ankam, zu reden und zu antworten und zu handeln, wie innerlich gehalten und gelähmt war; daß ich darum auf eine ganz sonderbare und räthselhafte Weise verfuhr, die mich selbst, geschweige denn Andere an mir irre machte. — Was mogte man denken? Wie mogte man sich mein stummes und taubes und räthselhaftes Wesen erklären? Wie sehr mogte man es von Seiten der Neider und Gegner wider mich benutzen? Das läßt sich leicht errathen. Sehet da, was Schicksal ist! Sehet da, wie das Schicksal öfters seinen höhern Willen uns und Allem zum Trotz durchsetzt! Sehet da, wie das Einzelne und Besondere dem Ganzen und seinem Gesetz untergeordnet ist! Ohne dieß, ohne den Widerwillen des Schicksals

würde die Sache unfehlbar vor sich gegangen seyn, und nichts sie verhindert haben. Nichts sie verhindert haben: nicht, daß man von einer und der andern Seite, besonders von der theologischen —, um mich auf sie zu ziehen! dem Vorhaben auf jegliche Weise entgegenarbeitete; nicht, daß man selbst den Sohn des Amtmanns Jahn von der Sache heimlich abzog, und wider sie und mich kehrte; nicht, daß man sogar dem Mädchen durch widrige Reden und offenbare Verläumdungen meiner Person die Sache zu verleiden suchte; nicht, daß man mich seit der Verlautbarung meiner Absicht in Weißenfels und auf den weisenfelser Bällen nicht gern sah, und einmahl, und höchst wahrscheinlich dem Archidiakonus von W . . zu Folge, einen Stuhl für das von mir bestellte und bezahlte Gedecke fehlen ließ; nicht, daß der Buchdrucker Severin mich zu einem zweideutigen Brief an den Vater des Mädchens veranlaßte, und diesen vor meinen Augen abgeschickten Brief heimlich wieder an sich nahm, und erbrach, und alle zweideutigen Worte noch mit starken Strichen unterzeichnete; nicht, daß man mich gern mit andern Frauenzimmern in Berührung und von dem geliebten Gegenstand abgebracht hätte, — nicht das alles und mehres, nein! nichts würde das Vorhaben vereitelt haben, wäre das Schicksal nicht auf eine mir handgreifliche und ewig unvergeßliche Weise dawider gewesen. Es schickte sich schlechterdings nicht, weil es nicht seyn sollte. Und hätte ich mich zerrissen, und Jeder, der dafür war, sich zerrissen, es ging nicht, es ging nicht vorwärts, sondern bei jedem Versuch hinterwärts. — Im Buch des hohen allwaltenden Schicksals stand über meine und meine Verbindung mit einer Gattin etwas anderes geschrieben. —

Im Februar des Jahrs 1802, an einem schönen

Tag, wo die Sonne nach düsterm Winterwetter hell und lau vom Himmel schien, und den Frost des Erdbodens zu lösen begann, reisete ich, wie bisher, von Leipzig nach Weißenfels; fand aber dießmahl auf der selten leeren Straße keinen Menschen. Nur fast zu Ende meiner Reise, als ich eben in einen kleinen Unmuth darüber gerathen war, daß ich mich bei solchem schmutzigen Weg allein herausgewagt hatte, entdeckte ich plötzlich in einiger Entfernung vor mir eine kleine weibliche Gruppe, die, wie es nicht anders seyn konnte, von einem Dorfweg her auf die Straße gekommen, eben nahe daran sich befand, die so genannte Treppe hinunter nach dem Saalgrund zu gehen. Es kam also hier nur auf einige Minuten an, ob ich diese Gruppe sehen, oder nicht sehen sollte. Ich verdoppelte meine ohnehin starken Schritte, um die Personen einzuholen, und mich gleichsam mit ihnen ob des schlechten Weges bei so schönem Wetter zu trösten. Einholen, und anreden waren eins. Daraus entspann sich eine Unterhaltung bis nach Weißenfels, wo die Personen, zwei Vornehme und eine Gemeine, die zur Begleitung diente, nicht weit vom Eingang in die Vorstadt, sich von mir schnell trennten, und in ein Haus eintraten. — Ob ich nun gleich diesen Personen mich zu erkennen gegeben, und ihnen manches von mir, unter andern auch, nach der Art der meisten jungen Gelehrten und Schriftsteller, von meinen Schriften gesagt hatte, so gaben sie sich doch ihrer Seits mir nicht zu erkennen, und ich erfuhr bloß von der einen Person, der ich zunächst ging, und die bei der Trennung mit der größten Gewandtheit etwas, wahrscheinlich meinen Namen, und vielleicht auch den Titel einer besagten Schrift, in ihre Schreibtafel verzeichnete, — erfuhr von dieser eines großen Benehmens

theilhaften Person, daß sie gen Wiehe zu ihrem Onkel zu reisen gedächte. Wie gern ich mehr gewußt hätte, und wie wenig gleichgültig mir die Person und die ganze Begebenheit war, erhellet daraus, daß ich sogleich alles in Weißenfels erzählte, und überdieß bei einem meiner dasigen Bekannten und des thüringer Landes Kundigen, dem jetzigen Hrn. Bürgermeister Oeltzen, fragte und forschte, wer wohl die besagte Person seyn mögte. Nach einigem Hin- und Hersinnen meinte er, es müßte ein Fräulein von Werthern seyn, die bei ihrem Onkel zu Wiehe sich aufhielt, und dem Hauswesen vorstünde. Dieß nahm ich auch an, und sagte, daß ich heute sonderbarer Weise auf dem Weg nach Weißenfels ein Fräulein von Werthern kennen gelernt, und doch nicht allein den losen Weg betreten hätte. —

Auf solche Art fuhr ich fort, von Leipzig nach Weißenfels, und nach dem schönen mir gewiesenen Ziel zu laufen, ja, zu ringen, um es durchaus und so bald als möglich zu erreichen. Denn noch immer verstand ich, erwog ich die Worte: wenn's seyn soll, wird sich's schicken, nicht gehörig, sondern dachte, die Sache ließe sich zwingen, falls ich mir nur alle mögliche Mühe darum gäbe. „Er gibt sich zu viele Mühe, äußerte ein ehrlicher Mann, ich weiß nicht, ob sie angewandt ist.“ Sie war leider! nicht angewandt, sie war samt meiner Unruhe und Zeit und mancher kleinen Geldausgabe und Stöhrung meines Körpers verschwendet. — Und wie leicht, wie leicht hätte die Sache bei meiner nicht kalten Natur noch andere und weitere üble Folgen für mich haben können! — Doch als die Gefahr am größten, und meine Versunkenheit am ärgsten war, und der Amtmann Jahn einige Worte, einige, gleich jenen obigen, mir unvergeßliche Worte darüber fallen ließ, — so waren diese

zweideutigen Worte, und einige andere Dinge, deren Sinn und Absicht mir wahrscheinlich bei meinem Gemüthszustand entgehen sollten, — der Stoß, der, wie ein Blitzschlag auf mich wirkte, und mich wieder zur Besinnung brachte, der Wendepunkt meiner Leidenschaft. Durch damit entstandenes Nachdenken über mich und meine Gemüthslage und über die ganze Sache und Geschichte wurde ich ruhiger und gleichgültiger, und meine Erscheinung in Weißenfels seltener. Und ob mir gleich von sehr guter Hand zu verstehen gegeben wurde, daß ich in einem halben Jahr, wenn das Gerede von der Sache sich gelegt hätte, sie wieder angreifen könnte und mögte, so achtete ich doch nicht auf diesen Rath, sondern raffte mich von der Niederlage, die mir eine heftige, verschlossene Liebe beigebracht hatte, immer mehr auf und zusammen, und gewann, indem ich die Sache zu einem bloßen Stoff des Nachsinnens, und zu einer bloßen Geschichte, zu einer bloßen Begebenheit meines Lebens machte, und zurückdrängte, eine neue Stärke und bessere Selbst- und Gemüthsfassung. Ueberhaupt war und blieb die Sache für mich nicht ohne Nutzen. Ich, dem jetzt durch Nachdenken über die Geschichte die Herzen und Gesinnungen so Vieler, die zum Theil meine guten Bekannten und selbst Freunde seyn wollten, und sich auch so stellten, offenbar wurden; ich, der ich freundliche Gesichter und Höflichkeiten und glatte Worte besser verstehen und deuten lernte; ich, der ich noch mehr vermerkte, was Klugheit und Klugheitskunst und Ränke und Entgegenarbeitungen und Verläumdungen waren; ich, der ich gewisser wahrnahm, von welcher Seite und von welcher Art Menschen der Wind gegen mich und mein Glück und Aufkommen vornehmlich blies; ich, der ich von neuem sah

und einsah, auf welche Dinge und Eigenschaften und Künste es in der Welt gewöhnlich ankommt; ich, dessen bisher gewonnene Selbst- und Menschen- und Weltkenntniß sich nicht nur vermehrte und vermannichfaltigte, sondern auch bewährte und bestätigte; ich, der ich die unläugbar verspürten und vorher nie so erfahrnen Einwirkungen des Schicksals und Gottes auf meinen Geist, jetzt denkend immer mehr in's Licht setzte, — sollte mir das alles nicht nützlich und gut seyn? — Jeder Fortschritt in der Kenntniß, in der Selbst- und Welt- und Schicksalskenntniß ist den Menschen nützlich und gut; ja, die Kenntniß aller bösen Dinge und Bosheiten, falls sie uns nur nicht zur Nachahmung, sondern zur Verabscheuung, zum entschiedenen und unwandelbaren Haß des Bösen und Aftermenschlichen leitet. Wie kann man auch dem Bösen entgegen arbeiten und Abbruch thun, wenn man es nicht genau kennt? Und wie kann man vor dem giftigen Bösen sich hüten, wenn man es nach seinem innern und äußern Wesen nicht kennt? Und wie kann man beides, dem Bösen steuern und ausweichen, wenn man nicht, wie ich leider! anhaltende und genaue und gründliche Erfahrungen über das Böse gemacht hat? Durch böse und gute Erfahrungen, durch Glück und Unglück, durch Fehler und Getroffenheiten gelangt der Mensch zu höherer Bildung und allgemeiner Brauchbarkeit. Gott braucht auch Leute, Gott stellt auch Männer in seinem Reich und bei seinem Werk an, und oft um so höher, je niedriger und weniger sie in der sinnlichen Welt geachtet werden und waren. Gott stößet oft verstockte Gewaltige vom Thron, und erhebet Niedrige. Gott füllet oft Hungrige und Arme mit Gütern, und lässet üppige Reiche leer, und in Dürftigkeit gerathen. Gott hilft oft auf und hoch

empor, wen er will, und wer dessen fähig und würdig ist! Gott sei die Ehre und der Preis! Gott sei der Dank, daß ich nicht fiel, ob ich gleich fallen sollte, und daß ich ohne Schaden dem verzehrenden Feuer —, wie in Berlin der lähmenden Kälte entging! —

Nach dieser weisenfelser Geschichte verließ ich im Herbst 1802 Leipzig, nicht nur, weil ich einer Ortsveränderung und Zerstreuung sehr bedurfte, sondern auch, weil ich mich in einer eben so beschränkten und mangelhaften Lage, als vor zwei Jahren in Berlin, und bei so wenigem Geld befand, als es vorher und nachher nicht der Fall war und wurde. Meine Schriftstellerei stockte abermahls, und zwar wohl durch meine und Anderer Schuld zugleich, indem ich zu viel Freies und Kühnes und Ungewöhnliches in meine Schriften brachte, und die Buchhändler deßhalb, und in Folge mehrseitiger Steckwinke und Abrathungen sich nicht mit solchen Schriften befassen mögten und durften; zu geschweigen, daß meine Schriften auch in den gelehrten Zeitungen wenig oder nicht recensirt wurden. — Halb und halb verlegen, wohin ich mich von Leipzig wenden wollte, kam mir das Anerbieten eines nahen Verwandten, den folgenden Winter doch lieber bei ihm zuzubringen, als in dem theuern und kalten Leipzig; — dieß Anerbieten kam mir sehr gelegen, und ich versetzte mich ohne Zaudern nach

Zwickau,

wo dieser Verwandte, Namens Hering, der Bruder meiner Stiefmutter, den vornehmsten Gasthof besaß, und keine Kinder hatte. Da zugleich die Post in seinem Gasthof sich zur Miethe befand, so war der Aufenthalt bei ihm,

und insonderheit für mich und meine Stimmung angenehm und heilsam, indem er zu Zerstreuungen und zu Unterhaltungen und Bekanntschaften mit durchreisenden Fremden führte. Mögte es nur dabei geblieben seyn! Und mögte man mich dabei gelassen, und zu keiner neuen besondern Bekanntschaft angeleitet haben! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber
die, eher schädliche, als nützliche Vielleserei in Teutschland.

Man liest häufig, man liest gewöhnlich in Teutschland so, als ob es nur darauf ankomme, zu lesen, und eine Zeitung und eine Zeitschrift und eine jede Schrift nach der andern eilig in die Hand zu nehmen, und eilig aus der Hand zu legen. Es kommt aber nicht und nichts darauf an, sondern auf lesen und denken zugleich. Und da man, beim Lesen und über das Gelesene denkend, nicht alles, und nicht einmahl vieles lesen kann, so kommt es folglich auf weniges und gutes Lesen und auf das Nachdenken darüber an. Durch das Nachdenken verdaut man erst das Gelesene, bekommt Einem erst das Gelesene, dient erst das Gelesene zu unserer geistigen Nahrung und Bildung. — Gehört man aber unter die Viel-, oder Alles-, oder Kreuz- und Querleser, so setzt sich zwar bald mehr, bald weniger in der Einbildung und im Gedächtniß ab und an; aber dieß ist nicht genug und wirkt nicht genug, ja, es wirkt falsch, und verdirbt und lähmt gewöhnlich den Geist, verhindert das Nachdenken, und stört die Bildung und die Bestimmung des Menschen. Noch schädlicher ist es, wenn die viele Leserei besonders auf die Einbildung

wirkt, und sie einseitig beschäfftigt und verstärkt, so daß sie aus ihrem natürlichen Verhältniß zu den andern Geisteskräften, zur Vernunft und zum Verstand geräth, und das Uebergewicht erhält. Dann entstehen Einbildler, Eingebildete aller Art, und oft arge Narren und Schwärmer, und selbst Tolle. — Aber auch in dem andern Fall, wenn die Vielleserei meist auf das Gedächtniß einfließt, und es vollfüllt, auch in diesem Fall ist die Vielleserei sehr schädlich, indem das volle Gedächtniß seine Besitzer gewöhnlich zu dem Gedanken, zu dem Wahn bringt: daß sie eben so viel wissen und begreifen, als sie gemerkt haben, und daß sie folglich unter die sehr gelehrten und kenntnißreichen, ja, wohl gar unter die nicht zahlreichen selbst und frei-denkthätig gebildeten Männer gehören. Daher so viele halb und ganz blinde Gedächtnißgelehrte, gelehrte Nachbeter und Pfuscher! Daher so viele erbärmliche Schrift- und Schul- und Kirchenlehrerei! — Es ist ein großer Unterschied zwischen Einbildung und Gedächtniß und ihrem Kram, und zwischen der Vernunft und dem Verstand und ihrem Begriff und Licht des Wissens. Wie viele haben ein volles Gedächtniß und eine volle Einbildung, und schwatzen und urtheilen und vernünfteln und schreiben darauf los, ohne etwas im Geist und in der Wahrheit zu wissen, und einzusehen! — Das, das, dieses Selbstwissen, diese eigene innere Einsicht und Ueberzeugung, diese aus dem Nachdenken über das Gelesene kommende Aufklärung und Bildung des Verstandes und der Vernunft — das soll der Zweck alles Lesens und alles Natur- und Weltbesehens und alles Lernens in den Schulen seyn. So berücksichtige man denn diesen Zweck beim Lesen und Lernen, und suche ihn zu erreichen! —

Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit.

Unter dieser Ueberschrift berichtet der voigtländische Anzeiger vom 26. April den bekannten Vorfall, „wonach in verschiedenen, dem Grafen von Gemmingen-Reinegg gehörigen Ortschaften vier und vierzig ganze Familien, mit dem Grafen selbst und dem Pfarrer Hennhöfer die katholische Religion verlassen, und zur evangelisch-lutherschen sich gewendet haben."

Ich setze hinzu, daß es für alle denkenden und vernünftigen Menschen jederzeit erfreulicher ist, wenn Leute von der papistischen zur evangelischen Lehre übergehn, als wenn das Gegentheil geschieht. Denn man mag sagen und vernünfteln, was und wie man will, so haben die evangelischen Lehren, die seit Wiclef, Huß, Luther, Zwingli, Kalvin und durch ihre großen und gesegneten Bemühungen aufgestellten Glaubens-Gebäude und Glaubensbekenntnisse weit mehr für sich, als die alten papistischen Glaubereien, sie haben die Zeit und die Fortschritte der Zeit und der Geschichte und der Erfahrung für sich, und sind biblischer und vernunftgemäßer. Und doch treten weit mehr Evangelische

zum Pabstthum, als Pabstthümler zu dem seit dem 16. Jahrhundert ziemlich verbesserten Christen- und Kirchenthum über. Wie geht doch dieß zu? Es scheint, die Papisten trauen nicht, sie scheuen und fürchten die Folgen, die ein solcher Uebertritt ihnen zuziehen, und insonderheit, daß man sie von Seiten unserer Obrigkeiten und Regierungen nicht recht und kräftig in Schutz nehmen werde. In der That hat es leider! die Erfahrung gelehrt, daß die Evangelischen, welche katholisch werden, allen möglichen Schutz und Schirm, und zum Theil Nutzen erlangen, während man die Katholischen, welche evangelisch werden, und bisher es geworden sind, oft unbeschützt gelassen, ja, wohl selbst den ärgsten Verfolgungen und Neckereien und Beunruhigungen Preis gegeben hat, und nicht selten noch Preis gibt. Soll dieß so falsch fortgehen? Will man dieser großen Ungerechtigkeit kein Ende machen, und den Katholiken in der Behandlung derer, die ihren Glauben annehmen, nachahmen? Es wird dazu hohe Zeit, wenn nicht in kirchlicher, wie in anderer Hinsicht die schlimmsten Dinge einbrechen sollen. — Möge also die freisinnige badische Regierung, die 44 Familien, welche aus Katholiken Evangelische geworden sind, auf alle Art und Weise schützen, eben so schützen, als es gewiß geschähe, wenn eine evangelische Gemeinde auf einmahl das Pabstthum verstärkte. —

Oder haben die Katholiken mehr Rechte, als wir? Durchaus nicht mehr. Und wie wäre dieß auch ohne Tyrannei möglich und statthaft? Oder verdienen die, welche das Evangelium mit dem Pabstthum und den Kirchensatzungen vertauschen, mehr Achtung, denn die, bei welchen der umgekehrte Fall Statt findet? Eben so wenig, und noch weniger. Ist die evangelische Lehre, wie ich bereits

gesagt habe, und wie jeder Unbefangene einsieht, ist die evangelische Lehre biblischer und vernünftiger und göttlicher, wie zeit- und zweckmäßiger, verdienen denn da diejenigen, welche dem Bibel- und Vernunft- und Gott- und Zeit- und Zweckgemäßern nachgehen, nicht mehr Achtung und Beförderung, als die, welche im alten ausgearteten Glauben und Wesen stecken bleiben? Was! Wer innerlich und äußerlich, wer im Verstand und Thun und auf der Weltlaufbahn fortschreitet, der soll keine, der soll nicht besondere Achtung und Schätzung verdienen? In jedem Fall und in jedem nicht verkehrten Staat. — Eben deßwegen, weil man in sich und außer sich fortschreitet, indem man aus einem Katholiken ein evangelischer Christ wird, indem man sich zu der biblischern und vernunftgemäßern, folglich auch mehr wahren und rechten und guten und göttlichen Evangeliums-Lehre bekennt, eben deßwegen erregen auch Alle, welche das Gegentheil thun, Verdacht gegen ihren Verstand, oder gegen ihr Herz.

Alle, sage ich, Alle ohne Ausnahme, sie seien und heißen, wer und wie sie wollen, sie seien Gelehrte, oder Ungelehrte, sie heißen Werner, oder von Haller, oder Sonntag, oder Freitag, Alle, Alle erregen Verdacht entweder gegen ihren Verstand, oder gegen ihr Herz, welche in sich und außer sich zurückschreiten, welche das weniger Biblische und Vernünftige und Wahre und Rechte dem mehr Biblischen und Vernünftigen und Wahren und Rechten vorziehen, welche aus Evangelischen Pabstthümler werden, welche aus einem seit drei Jahrhunderten durch offenbar große und göttliche Männer gereinigten und verbesserten und vereinfachten Kirchen- und Lehrwesen in den alten unverbesserten und hinter aller Zeit und Zeitaufklärung zurückge-

bliebenen Einbildungsglauben treten. Denn es gibt wohl, selbst nach der Bibel, eine Bestimmung, eine Pflicht der Menschen, in der Erkenntniß zu wachsen und fortzuschreiten, der Annäherung zum Bessern und Vernunftgemäßern, der Erlangung einer größern Vernünftigkeit und Geistesbildung sich zu befleißigen, aber durchaus keine Bestimmung und Pflicht, zum Unvernünftigern und Schlechtern und Dunklern zurückzutreten. Handeln also nicht alle Ueberläufer vom verbesserten zum unverbesserten Christen- und Kirchenthum wider ihre Bestimmung und Pflicht, und wider sich selbst und wider Gott? Und müssen sie nicht in sich uneins, in sich entzweit, und unordentlichen und unklaren Sinnes und Geistes seyn? Und erregen sie dadurch nicht Verdacht gegen ihren Verstand? — Oder suchen dergleichen Leute etwas Sinnliches, suchen sie eine oder mehre Leidenschaften durch den Uebertritt zum Pabstthum zu befriedigen; wollen sie höher steigen, wollen sie in der bürgerlichen Gesellschaft geehrter, angesehener, bemerkbarer werden; wollen sie lauter und dreister im öffentlichen Schreiben und Reden und Tadeln und Lästern und Verketzern werden; wollen sie wenigstens die besondere jenseitige Schätzung und Begünstigung und Belobung genießen, die gewöhnlich mit dem Ueberlaufen zum Pabstthum verbunden sind, — will man so etwas, sucht man so etwas, erregt man da nicht Argwohn gegen sein Herz? — Wer verdient aber mehr Achtung und Schutz, der, welcher sich von Seiten seines Kopfs und Herzens Verdacht zuzieht, oder der, welcher seinem Kopf und Herzen ein gutes Urtheil und Lob erwirbt? —

Der

Der teutsche Sokrates selbst!

Als man mich vor etwa zehn Jahren zu Lichtenfels in Baiern das erste Mahl den teutschen Sokrates nannte, dachte ich nicht, daß ich hernach eine Zeitschrift, der teutsche Sokrates betitelt, herausgeben würde. Und als ich zum Werk schritt, und den teutschen Sokrates durch mich, und mich durch den teutschen Sokrates in die Welt einführte, dachte ich wieder nicht, daß es mir damit so gehen würde, als es mir leider! damit bisher ergangen ist. Ob es mir auch in Betreff des teutschen Sokrates, wie in so vieler andern Hinsicht, sonderbar und widrig ergangen ist? Ei, allerdings! Ich bot einigen Buchhandlungen, z. B. der Brockhaus'schen, der Rein'schen, den teutschen Sokrates zum Verlag an, indem Selbstverlag für einen Gelehrten und Schriftsteller durchaus eine unangenehme Sache ist und bleibt. Allein ich mußte mich doch dieser großen Unannehmlichkeit unterziehen, da die besagten Buchhandlungen mit dem Verlag des teutschen Sokrates, vielleicht aus allerlei Rücksichten, oder doch Bedenklichkeiten sich nicht befassen mogten. Ob ich nun gleich auf solche Art abermahls zum Selbstverlag mich gezwungen sah, so wird man

es doch von Seiten der Buchhändler abermahls nicht gern sehen, und dem teutschen Sokrates wenigen oder keinen Vorschub leisten. Daher rührt es vielleicht mit, daß von der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig, ob ich ihr gleich nur wenige, nur zweihundert Exemplare des teutschen Sokrates in Commission gegeben habe, doch bis jetzt gar nichts nachverlangt worden ist. Ein übles Anzeichen und fast ein Räthsel. —

Eben so wenig dachte ich, daß man sogar von Seiten meiner Wahrheitsbrüder, der Gelehrten und der Recensenten den teutschen Sokrates nicht beachten, und mit einem sehr auffallenden Stillschweigen übergehen würde. Kann ich anders sagen? Ich habe Exemplare des teutschen Sokrates durch die Rein'sche Buchhandlung an die Leipziger und Hallesche Litterat. = Zeitungs = Expedizionen abgeben lassen, so wie von mir selbst an den Herrn Geh. Hofr. Eichstädt in Jena ein Exemplar des teutschen Sokrates geschickt worden ist, mit der Bitte, eine hier nöthige baldige Recension davon zu besorgen, was der Herr Professor Eichstädt, laut seines Rückschreibens, auch zu thun versprach. Gleichwohl habe ich, und hat Niemand bis jetzt eine Anzeige, eine Recension weder in der Jenaischen, noch in einer andern allgemeinen Litteratur-Zeitung gefunden. Ist das nicht auffällig und sonderbar! — Da haben manche Leute, besonders manche Geistliche z. B. der Herr Sup. W. in G. . . gut reden und sagen;,, daß meine Schriften und ich nicht berühmt seien, und daß ich die Sache mit dem teutschen Sokrates nicht durchsetzen werde." Ja, wohl! wenn und da vom teutschen Sokrates, wie von Andern meiner Schriften in den allgemeinen Litter.-Zeitungen und in der gelehrten Welt alles dermaßen stille ist und

bleibt, als ob es so förmlich und dringend entweder unten verabredet, oder gar oben befohlen wäre. Ja, wohl! bin ich so in und aus litterarischen Zeitungen nicht berühmt, wenn man mich da nicht berühmt macht, oder nicht mit berühmt machen hilft, und mir die schwere Sorge für meinen Ruhm allein überläßt. Ja, wohl! ja, wohl! geht es da mit dem teutschen Sokrates, wenigstens nicht recht, — wenn ihn keine Litteratur-Zeitung der gelehrten und ungelehrten Lesewelt hübsch vorführt und empfiehlt, wenn es dem teutschen Sokrates nicht so ohngefähr ergeht, als es andern und zumahl den Zeitschriften, die große und reiche Buchhändler zu Pathen haben, ergeht. Wie schnell und schön werden solche Zeitschriften recensirt, wird alle Welt darauf aufmerksam gemacht, wird Jung und Alt eingeladen, zu kommen, und zu sehen und zu blättern und zu lesen, und zu kaufen, da die Schrift in irgend einer Lesegesellschaft, selbst in irgend einer Büchersammlung füglicher Weise nicht fehlen darf und kann. — Ja, es gibt Glücksschriften, die dermaßen eilig, und schön recensirt und gelobt und gepriesen und erhoben werden, daß man sie für neue Evangelien und Heilandswerke halten sollte, obgleich oft darin nicht vier Seiten so geschrieben stehen, als im teutschen Sokrates. Ist dieß die Wahrheit und Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit der Gelehrten? Ist dieß das gute Beispiel, womit die Gelehrten der Welt vorglänzen sollen? Ist dieß die Zusammenstimmung des Schreibens und des Lehrens und des Thuns? Und wollen die Gelehrten ohne diese Zusammenstimmung auf Andere, auf die Welt wirken? Welcher Wahn wäre dieß! Nur wer durch Wort und That und Beispiel zugleich lehrt, wirkt auf die Welt, wirkt recht und gut und zweckmäßig auf Andere. — Wird mir diese noth-

gedrungene Bemerkung und Klage nichts helfen, nicht zu Recht und Gerechtigkeit helfen? Oder bedarf es gar anderer, als solcher, als wahrer und sittlicher Beweggründe und Reizungen für die Großwisser, welche recensiren, welche die Schriften anderer Gelehrten besehen, und ihre Güte prüfen? Das wäre noch schrecklicher, das wäre ein noch schrecklicheres Beispiel, das wäre ein Zeichen des größten Verderbens, folglich auch des nahen Verfalls und Untergangs unsers entsittlichten, unsers klug und schlecht gewordenen Wissenschaftsthums. Wozu ein Bücher- und Wissenschaftswesen im Staat, das, statt zur Sittlichkeit und Menschlichkeit zu sichern, davon ableitet und eine bloße nutzhungrige und eckelhafte Klugheit verbreitet? — Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden? Geht es in der gelehrten und wissenschaftlichen Welt so falsch und ungerecht zu, wie soll es erst in der Welt der Ungelehrten und der Unwissenden und der Abergläubigen zugehen? Oder thun die bösen Beispiele keine Wirkung mehr auf die Welt? Wirkt das Böse nicht mehr bös? Und sehen die Ungelehrten und Niedern nicht mehr auf die Gelehrten und Höhern? Doch nicht zu voreilig! nicht zu voreilig! Es könnten leicht noch die besten und schönsten Recensionen und Belobungen des teutschen Sokrates von freien Stücken h i n t e r d r e i n kommen! Nur nicht hinterdrein, sondern bald, bald, jetzt, wo es dem teutschen Sokrates und seinen Freunden, den Vernunft- und Wahrheitsfreunden, die den Fortgang und die Verbreitung der Sache gar sehr wünschen, noch nützt! Was hilft und gilt alle Gerechtigkeit und alle Lobpreisung hinterdrein, nach dem Leben? — Jetzt, jetzt ist die Zeit, ist die r e c h t e Zeit dazu; hinterdrein, zur Unzeit schweige man lieber, damit keine Verkehrtheit und Ungerechtigkeit und

Bosheit und Tücke offenbar werde. Doch wohin bringt mich schon wieder der Unmuth und Verdruß über das unrechte und ungerechte gelehrte Wesen und Treiben? Ich wollte bloß kurz und gut sagen, was ich bei der Herausgabe des teutschen Sokrates nicht dachte. Also fort darin! Wie ich nehmlich fast alles Bisherige nicht dachte, so dachte ich noch weniger, daß man selbst von Seiten mancher Länder dem teutschen Sokrates abgeneigt seyn werde. Man will aber hier und da, vom teutschen Sokrates und seiner Verbreitung gar nicht gern wissen und hören. Daher rührt es wahrscheinlich, daß mir ein sonst trefflicher Mann und Verehrer meiner Schriften, der Herr R. U... in K.., den teutschen Sokrates zurückgeschickt, und einer meiner nächsten Verwandten, der Herr Pfarrer M . . . in L . . ., Beide im Altenburgischen, nicht einmahl des ihm empfohlnen teutschen Sokrates brieflich mit einem Wort gedacht hat. Macht das vielleicht die gegenwärtige Regierung? — Doch auch anderwärts scheut und fürchtet man sich vor dem teutschen Sokrates. — Soll aber deßwegen die Beförderung der Wahrheit und des Lichts und des Rechts und der Menschlichkeit, die Beförderung eines neuen und bessern Sittenthums aufhören? Und soll man über dem Alten, das und insofern es verderbt und schlecht ist, und schlechte Leute macht, und die Vernünftigkeit und Sittlichkeit gefährdet, soll man über dem unseligen Alten das neue Bessere und Zweckmäßigere aufgeben? Wonach soll man dieß? —

Noch anderwärts scheut man sich vor den Geistlichen d. h. da, wo es einseitige und beschränkte Geistliche, alte der Vernunft und der Philosophie und den Philosophen gehässige Glaubensvögte gibt, da scheut man sich den teut-

schen Sokrates anzugreifen. Man mögte ihn gern haben und lesen, aber der murrende Seelsorger, oder der geistliche Ortsaufseher ist der Sache im Weg, und macht allerhand Einwendungen dagegen. Daher läßt man an solchen Orten, z. B. in G . . meine Briefe unbeantwortet, oder auch die eingesendeten Stücke des teutschen Sokrates unbezahlt, und wenn ich Erinnerungen mache, so benutzt man dieß, sich von der Sache und von meinen Schriften zurückzuziehen. So hat es z. B. die Mon. und Kußl. Buchhandlung in Nürnberg wegen Erinnerungen anderer Art gemacht, und mir noch überdieß einen Brief, eine briefliche Bestellung des teutschen Sokrates vier Monate aufgehalten. —

Ich darf nicht, — würde mir Mancher *sagen*, wenn er es sagen dürfte. — Doch was soll eigentlich solchen Leuten, die nicht dürfen, und den unmündigen Kindern gleichen, der teutsche Sokrates? Er ist nur für selbstständige, einsichtige, unbefangene, gute Menschen, und für solche, die es werden wollen. Die Andern, die von weltlich leidenschaftlichen Geistlichen, oder von ihren eigenen Leidenschaften und Vorurtheilen abhängen, würde der freisinnige und das Rechte und Gute stark einschärfende teutsche Sokrates nur stören, — wer läßt sich aber gern im sinnlichen Treiben stören? — Was sollte gleicher Weise der teutsche Sokrates den Geistlichen und den ihrer Seelsorge untergebenen Beichtkindern nützen, ich meine den Geistlichen, die das thun und ausüben, was sie predigen, und den Beichtkindern, die ihrem Hirten und seinem Beispiel getreulich folgen? Wo das geschieht, wo eine solche himmlische Zusammenstimmung des Predigens und des Lebens, so wie der Lehrer und der Belehrten herrscht, wo die Lehrer

alles selbst thun, was sie wahr und recht und vernünftig und lauter und rein vortragen, und die Zuhörer in der Prediger sittliche Fußtapfen treten, — bei solchen wahren und musterhaften Lehr- und Hör- und Thatchristen bedarf es nicht des teutschen Sokrates. Denn das will der teutsche Sokrates eben gern bewirken, was hier bereits geschieht. Und Gesunde thun recht, daß sie dem Arzt die Kranken und Schwachen überlassen, — und nur sorgen, wie sie geistig und leiblich gesund und wohl bleiben. Sollte aber auch selbst bei dieser vernünftigen und löblichen Sorge der teutsche Sokrates ganz überflüssig und unnütz seyn?

So eben erhalte ich, von einem vortrefflichen Mann und Freund des Guten, ein Schreiben, und darin unter andern folgende Nachricht: „Hrn. Pahl habe ich Ihren teutschen Sokrates am 12. April gesandt, und gestern nebst folgendem Schreiben von demselben wieder zurück erhalten:

Wichberg, bei Schwäbisch Hall, am 2. Mai 1823.

Ew. Wohlgeboren bin ich sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, die Sie mir durch Zusendung des teutschen Sokrates bewährt haben. Die Lectüre desselben, besonders die Biographie des Verfassers hat mich nicht wenig interessirt; dessen ungeachtet muß ich mir eine Anzeige desselben in der Nazional-Chronik der Teutschen versagen, da die vielen Zusendungen von neuen Schriften mich nöthigen, den literarischen Artikel streng auf politische und historische Produkte einzuschränken, und auch, um den Raum zu sparen, mit diesen so sparsam als möglich zu seyn.

Mögte der gute Hr. Heynig endlich der Lebensruhe theil-

haftig werden, die er durch seinen Geradsinn und seine Wahrheitsliebe so sehr verdient!

Seien Sie meiner wahren Verehrung versichert! 2c. 2c.

Was sagen Sie dazu? fährt nun der wahrhaft edelgesinnte Einsender des Briefes fort. — Hr. Pahl wünscht Ihnen wohl lauter Gutes, aber will Nichts dafür thun, ob er gleich könnte; denn warum sollte zu einer Beurtheilung des teutschen Sokrates nicht Raum seyn? Es käme mir lächerlich vor, (denn Hr. Pahl hat schon oft nicht interessante, und in die Nazional-Chronik nicht gehörige Werkchen angezeigt und beurtheilt), wenn ich nicht dächte, es geschähe von Ihm aus Klugheit, oder Menschenfurcht. —

Ich sandte Hrn. Pahl den teutschen Sokrates franco zu, und mußte dafür 14 kr. Postporto zahlen, er mir es aber unfrankirt zurück, was wieder 11 kr. kostete. —"

Ich bedauere das alles von Herzen, und insonderheit noch, daß derselbe edle Menschenfreund ein Paar bestellte Exemplare des teutschen Sokrates, die ich nach Nürnberg geschickt habe, und die gleich nach Ostern der Hr. Buchhändler L . . . daselbst an den Herrn Besteller befördern sollte und wollte, daß diese Exemplare laut des Briefes, — noch nicht angekommen waren und sind, daher ich sofort wieder an den Hrn. Buchhändler L . . . schreiben mußte. Ist das alles keine Unterdrückung meiner und meiner Schriften? Ist das alles kein Unrecht, kein Haß, kein Widerstand! Wehe denen, die mich um meiner Wahrheits- und Rechtsliebe willen hassen und unterdrücken, nicht um mein, sondern um ihrer willen; denn, nach dem Gesetz Gottes, folgt dem Bösen Böses, zur Züchtigung und zur Gerechtigkeit!

Der Philosoph Empedocles.

Empedocles stammte aus einer vornehmen Familie zu Agrigent, einer Stadt in Sicilien, und starb um das Jahr 440 vor unserer Zeitrechnung. Er gehörte unter die größten und vollkommensten Philosophen des Alterthums, unter die wahren Weisen, unter die, welche weise lehrten, und weise lebten, also unter die Zierden und Wohlthäter des Menschengeschlechts. Empedocles trug seine Philosophie in zwei herrlichen Gedichten vor: über die Unsterblichkeit der Seelen, — und über die Verehrung der Götter und die Pflichten des bürgerlichen Lebens. So wie Orpheus vereinigte er die Reitze der Dicht- und der Tonkunst mit der Kunst, den Verstand zu belehren, und das Herz zu rühren, und verwendete überhaupt seine großen Geistesgaben bloß zum Glück und zum Vortheil der Mitbürger. Aus Dankbarkeit und Zuneigung trugen die Agrigentiner dem Empedocles die Königswürde an, die er aber, erhaben über das Glück und die Welt, über die Richterstühle und selbst über die Thronen der Könige, ausschlug. Um so mehr zeigte er sich fortwährend als einen erklärten Feind der Tyrannen, und widerstand einem Jeden, der durch seine Auf-

führung verrieth, daß er nach der höchsten Gewalt in Agrigent strebe, auch vereitelte er in der That einmahl den geheimen Entwurf, die Tyrannei wieder einzuführen; kurz, Empedocles war ein ächter, und für die Wohlfahrt seiner Mitbürger stets eifrig besorgter Weiser, ein Gottmensch. Als solcher schmeichelte er auch seinen Mitbürgern nicht, — wie denn nie ein ächter Philosoph geschmeichelt hat, — sondern suchte die Sitten und die ausschweifende Lebensart der Agrigentiner zu verbessern. Am öftersten tadelte er an ihnen, die Sucht zu bauen, gleich als ob sie ewig leben sollten, und ihre Hitze in den Vergnügungen, gleich als ob sie noch an eben dem Tag sterben sollten.

Empedocles hatte nicht bloß viel beobachtet und nachgedacht, sondern sich auch in allen Wissenschaften umgesehen, und dieß und vornehmlich seine Einsichten in die Natur und das Wesen der Dinge machten, daß ihn die unwissenden Agrigentiner für einen Wunderthäter hielten. Bisweilen bediente er sich nehmlich nach dem Beispiel des Apollonius und Pythagoras der Musik, als eines zuverlässigen Heilmittels in den Krankheiten des Geistes, und selbst bei gewissen Krankheiten des Körpers.

Während er in der Stadt Gela, bei seinem Freund Anchitus wohnte, meldete man ihm, daß ein junger in Wuth gerathener Mensch diesen Freund ermorden wollte, weil derselbe, als Richter der Stadt, den Vater des jungen Menschen zum Tod verurtheilt hatte. Empedocles suchte den Geist des Wüthenden durch seine Reden zu besänftigen, und da dieses nichts helfen wollte, nahm er die harmonischen Töne der Leyer zu Hilfe, und vereinigte sie mit der abgemessenen Sprache der Dichtkunst. Er merkte sich die Töne und Tonweisen, welche den meisten Eindruck auf

das Herz des jungen Menschen machten, und gebrauchte sie öfter, so daß er endlich dieses Herz besänftigte und heilte.

Auf solche Weise rettete der ungewöhnlich weise Empedocles seinem Wirth das Leben, und machte sich selbst den jungen Menschen zum Freund, welcher in der Folge einer von seinen fleißigsten Schülern wurde. — Wenn die Musik heutzutag dergleichen Wunder nicht mehr thut, so liegt die Schuld wohl daran, daß sie sich weniger um die Rührung des Herzens, als um das Vergnügen der Ohren bekümmert, und daß sie nicht mehr von Philosophen, von jenen Weisen getrieben wird, welche bei ihren großen und gebildeten Geistesfähigkeiten die Kunst vollkommen besaßen, das Herz zu rühren und zu erheben. Gott beglücke die Welt wieder mit wahren und ächten Weisen, welche die Wissenschaft und Kunst vervollkommnen, und dadurch die Menschen und Völker ihrem Heil und ihrer Bestimmung näher bringen!

Der Geist der Zeit.

Der Geist der Zeit, der Zeitwelt, ist eben deßwegen auch die Wirkung, die Frucht der Zeit und der Welt, ist der Geist, wie er durch den bisherigen und gegenwärtigen Gang und Stand der Zeitwelt geworden ist und wird. Zwischen dem Geist und der Zeit und Welt besteht daher kein anderes Verhältniß, als zwischen Ursache und Wirkung, als zwischen Grund und Folge, als zwischen Vater und Sohn. Wie die Erzeugungsquelle, so das Erzeugniß! Oder muß der menschliche Geist, indem er durch die Zeit und Welt geht, und bei diesem Gehen allen Einwirkungen und Einflüssen der Zeit und Welt ausgesetzt ist, muß da der menschliche Geist nicht nach der Zeit und der Welt und ihrer Beschaffenheit und Geschichte gerathen? Wie der menschliche Geist von Gott *nach* der Zeit und Welt, dieser Zeit und Welt *gemäß* geschaffen, wie, anders gesprochen, die Natur des menschlichen Geistes der Natur dieser Zeit und Welt uranfänglich entsprechend gebildet worden ist, so muß ja auch der menschenheitliche Geist durch die Zeit und Welt *werden*, was er wird, so muß er ja auch durch die Zeit und Welt empfangen und annehmen,

was er hat. Indem nun die Zeit und Welt und ihr Gang und Stand von dem menschenheitlichen Geist und seiner freien Kraft und Wirksamkeit, von seinem freien Verstand und Willen und Thun meist abhängig gewesen ist, und noch ist, und immer seyn wird, was will man also mit den vielen und unaufhörlichen Klagen über den Zeit- und Weltgeist? Ist dieser Geist nicht der Zeit und Welt? Ist er nicht das Werk der Zeit und der Welt, das Werk der Zeit- und Weltmenschen, das Werk der erziehenden und lehrenden und bildenden und regierenden Menschen der Zeit und Welt? Ist der Zeit- und Weltgeist nicht gut, nicht, wie er seyn sollte und könnte, warum hat man es dabei versehen, warum hat man den Zeit- und Weltgeist nicht besser gemacht? Gerade die, welche am meisten und stärksten wider den Geist der Zeit und Welt stimmen und stimmen lassen, gerade die, und deren Vorgänger sind an der unrechten Beschaffenheit des Zeit- und Weltgeistes vornehmlich Ursache. — Will man den Geist der Zeit und Welt nicht bloß anklagen und verschreien, sondern besser machen, so bessere man nur erst die Zeit und die Welt, so bessere man nur erst den Gang und Stand der Zeit und Welt, so bessere man nur erst die Geschichte und das Schicksal der Zeit und Welt, so bessere man nur erst die Sinnlichkeit und die Einbildung und die Selbstthümelei durch die Vernunft, so bessere man nur erst sich selber, so sei und wirke man nur erst besser, und es wird sich, in Folge der daraus kommenden bessern Einwirkungen und Einflüsse auf den menschenheitlichen Geist mit ihm und seiner Besserung von selbst geben, Ja, bei Gott! der Zeit- und Weltgeist wird dann besser werden, wenn

die Zeit und Welt durch uns besser wird; und besser geworden ist. Ja, bei Gott! wenn wir, in denen der Zeit- und Weltgeist lebt und wirkt, besser leben und wirken, so wird auch eine bessere Geschichte und ein besseres Schicksal, und darin und darüber ein besserer Zeit- und Weltgeist, und so eine bessere Zeit und Welt selbst anheben.

J. G. Heynig,
der Philosophie d. h. der Grundwissenschaft Doktor und Gelehrter, im voigtl. Plauen, seiner Vaterstadt.

Einige Fehler

mag man entschuldigen, z. B. S. 5 Z. 16, und Z. 27 das ? statt des ! S. 19 Joberry st. Jobery, S. 24, Adeliche st. Adelige, S. 48, weisenfelser, st. weißenfelser, S. 62, Z. 17, nicht nachahmen, st. nachahmen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Der teutsche Sokrates aus dem Voigtland in einzelnen Mittheilungen an alle,
denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes
Menschenwohl zu tuhn ist
Bd.: 5

S.l. (1823)

Var. 369 h-1/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135786-3